

N° 31.



Oui, mon cher Oncle, mes études marchent bon train, et j'en suis fort satisfait — Je travaille nuit et jour mais je suis très à court d'argent; les livres coûtent si cher à Paris! — les livres me ruinent......

DIE KUNST, SEINE SCHULDEN ZU ZAHLEN

ZWEITE AUFLAGE

DIE KUNST, SEINE SCHULDEN ZU ZAHLEN

UND

EINE THEORIE DES GANGES

VON

HONORÉ DE BALZAC

EINGELEITET UND HERAUSGEGEBEN

VON

W. FRED

MIT LICHTDRUCKEN UND
STRICHÄTZUNGEN NACH DEN ORIGINALEN
VON GAVARNI, DAUMIER, MONNIER U. A.

MÜNCHEN 1913 BEI GEORG MÜLLER

DIE KUNST, SEINE SCHULDEN ZU ZAHLEN

Die Kunst,
seine Schulden zu zahlen
und
seine Gläubiger zu befriedigen, ohne auch nur einen Sou selbst aus der Tasche zu nehmen.

Gelehrt in zehn Lektionen
oder
HANDBUCH DES HANDELSRECHTS
zum Gebrauch der ruinierten Leute, der Schuldner, der Aushilfsbeamten, kurz aller jener, die
Geld ausgeben, ohne es zu haben,

von Meinem seligen Onkel, pensionierten Professor

mit einer einleitenden biographischen Notiz über den Verfasser.

All das veröffentlicht von seinem Neffen, dem Verfasser der „Kunst, seine Krawatte zu binden".

> *„Je mehr man schuldig ist, desto mehr Kredit hat man."*
> *Unveröffentlichter Gedanke des Professors.*

Zu Paris
Librairie universelle rue Vivienne No. 2 bis an der Ecke der Passage Colbert.
1827.

VORWORT DES HERAUSGEBERS

DER Verfasser der „Kunst, seine Krawatte zu binden“ schickt ein Werk in die Welt, das nicht von ihm ist, trotzdem ihm aber eine ganze Menge von Feinden schaffen und wahrscheinlich Schmähungen und Verfolgungen genug zuziehen wird. Wie wird da eine ganze Menge von sogenannten aufrechten Geistern schreien: dieser Baron de l'Empésé will geradezu als hehre Wissenschaft die abscheuliche Kunst etablieren, einem ehrenhaften Gläubiger schöne Worte statt bares Geld zu geben. „Aber das ist ja eine Infamie, eine unerhörte Geschichte! So einen Mann muss man einfach einsperren! . . . .“

Schon kommt besorgtes Lärmen aus den Buden aller Krämer, Fabrikanten, Kaufleute, aus den Läden, wo es eben Menschen gibt, die nicht weiter sehen als ihr Schild reicht, oder andere, deren Philosophie nicht mehr Grösse hat als der Fussboden ihres Lokals.

Die Ankündigung des Buches allein genügte schon, damit eine fürchterliche Angst den Hausbesitzer, den Restaurateur erfasste, ebenso wie die Limonadenhändler, Schneider, die Wäscherinnen, den Schuhmacher, den Hutmacher, den Mützenmacher, den Weinhändler, den Bäcker, den Schlächter, den Gemischtwarenhändler usw., usw., ja sogar bis zu

den Buchhändlern ging es. Alle die kleinen Rechnungen, die bisher in tiefem Schlummer ruhten, werden erweckt, um den bescheidenen Beamten aufzuscheuchen oder auch den nichtsnutzigen „Fashionablen", den Arbeiter wie den Handwerker und den egoistischen Rentier.

Es ist ja ein Unglück. Aber schon die grossen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts haben es gesagt: „Das Reich des Lichtes wird grösser von Tag zu Tag[1]) .... Das Menschengeschlecht schreitet in seiner Entwicklung fort[2]) .... Die französische Nation kann nicht zurückbleiben[3]) .... Die Einen haben zuviel, die Andern haben nicht genug"[4]) usw. usw. Allein, merken Sie es sich gut: Solange man nur über kleinliche Einzelheiten nachdenken wird, wird man am Ende immer nur Dummheiten sagen. Man muss die grossen sozialen Interessensphären ins Auge fassen und die Angelegenheiten der Allgemeinheit überlegen. Alles übrige kommt dann schon von selbst. Aber was ist denn überhaupt ein einziger Mensch im Vergleich zur Masse?

Es ist bekannt, dass es in Frankreich und besonders in Paris eine unzählige Menge von Individuen gibt, denen die Gesellschaft nichts schuldig ist, weil

1) M. de Chateaubriant.
2) M. de Pradt.
3) Le General Foy.
4) Der Onkel des Verfassers.

sie auch nichts für die Gesellschaft tun, und die sich trotzdem einbilden, das Recht zu haben, alle möglichen Steuern von ihren Mitmenschen einzuheben, aus dem einzigen Grunde, weil es eben evident ist, — dass die Einen zuviel haben, die Andern nicht genug"[1]).

Nun, wer sind denn eigentlich die Leute, von denen ich sprechen will? Die Menschen, die sich freiwillig und gutmütig in die Kategorie der „Einen" einschalten lassen, weil sie keinen andern Beruf haben als den, sozusagen mit Gewalt, Jene auszubeuten, die in die Kategorie der „Andern" gehören? Ich muss aber den Leser schonend darauf vorbereiten, dass dieses Werk nicht für diese Menschen geschrieben worden ist, auch nicht für Jene,

- die in Schulden und Verbrechen stecken,
- die von unseren Gesetzen gerechterweise bedroht werden, und
- die in ihrer Verzweiflung nach einem Mittel, sie zu umgehen suchend, glauben, wenn nicht *alles* zugrunde geht, könnten sie nicht am Leben bleiben.

Kurz, für jene Faulen, Unproduktiven, Schamlosen, die zumeist nicht den Strick wert sind, mit dem man sie aufknüpfen müsste, sondern nur Verachtung und Gleichgültigkeit verdienen, die überall einem hochherzigen Publikum ihr Patent auf

1) Aphorisma des Onkels des Herausgebers.

Unfähigkeit herzeigen oder sich gerne mit der traurigen Rolle eines auf Kredit Lebenden begnügen ... ich wiederhole, für all *diese* Gruppen von Leuten ist dieses Werk *nicht* veröffentlicht worden. Wohl aber für jene Klasse Unglücklicher, Ärmster, Enterbter, die keinen Teil an dem Nationalvermögen haben, auf Grund einer force majeure, die nichts mit ihrem Willen zu tun hat, für jene in jedem Sinne zu „schätzenden" Individuen, die alle physischen und moralischen Qualitäten besitzen, alle Talente, um in der Gesellschaft scharmant zu wirken, für die hervorragend produktiven Menschen, kurz, für industrielle, betriebsame Menschen, die aber leider keinen Heller jährlichen Einkommens haben und infolgedessen gezwungen sind, Schulden zu machen, um anständig leben zu können. Das sind ordentliche Leute mit Grundsätzen. Sie wollen also trotz allem ihre Gläubiger auf die eine Art oder auf die andere befriedigen. Deshalb gilt es nun, sich erfinderischer Mittel zu bedienen, die Phantasie anzustrengen auf eine Weise, die weit höher einzuschätzen ist als die Arbeiten, die Entdeckungen, die ganzen Bemühungen aller vereinigten Klassen des „*Institut*" von Frankreich ....

Ich wende mich zu Euch, Ihr Schaffenden und Ihr Verzehrenden aus allen Klassen, die Ihr kein Geld habt. Ihr, die Ihr eine Stellung gehabt habt, die Ihr nicht mehr habt, Ihr, die Ihr eine sucht und sie nie bekommen werdet, Ihr, die eine hattet, die

doch keine war, Ihr, die in liberalen Zeitungen schreibt, Ihr, die Broschüren verfertigt oder kleine Bücher in Elzevirformat wie dieses, Ihr, die Häuser zu bauen beginnt, ohne zu wissen, wie Ihr sie fertig machen werdet, Ihr, die Ihr in Paris herumgeht, schöne Gesten macht und Schulden, kurz, Ihr alle, die das gleiche tun, was der Verfasser dieses Werkes getan hat. Ihr habt doch wahrhaftig Ansprüche genug darauf, dass man Euch die Früchte der durchwachten Nächte: die Überlegungen des Verfassers zugänglich macht.

Wie die Zeitläufte eben jetzt sind, sehe ich Euch der Gefahr ausgesetzt, eines schönen Tages nach dem Schuldgefängnis von Sainte-Pélagie wandern und dort ein, zwei, drei oder auch vier Quartale verbringen zu müssen oder vielleicht sogar einen Mietvertrag auf fünf Jahre für solche Wohnung abzuschliessen.

So gebe ich Euch nur den guten Rat: habt immer dieses kleine Handbuch des Handelsrechtes bei Euch! Mit einem solchen Führer könnt Ihr zunichte machen: die Haftbefehle, die Hinterlegungsaufträge, Vorführungsbefehle, Forderungen auf Grund von Bürgschaften, die Ihr für einen Dritten eingegangen seid usw. usw. Ihr könnt kühn drauflos reisen, allein und dennoch in der Hut vor den Gläubigern, könnt Ihr in den vielen lichtschimmernden Passagen, die es in der Hauptstadt gibt, umhergehen. Während Ihr noch frei seid, kauft

Euch also das Werk des Onkels des Herrn Baron de l'Empésé, lest es, überlegt es, besprecht es, lernt es auswendig, um Eure Erziehung zu perfektionieren, wenn sie schon vollendet ist. Ihr findet dort praktische Anweisungen neben den theoretischen.

Der Herausgeber.

Biographische Notiz über
Meinen Herrn Onkel

Der wirklich sehr merkwürdige Mensch, von dem ich jetzt einige Augenblicke meine Leser unterhalten will, mein Onkel also, war eines jener von der Natur bevorzugten Individuen, für die das Schicksal Wunder wirkt.

Schon vom zartesten Alter an wusste er es, sich über jene so mächtigen Vorurteile zu stellen, die die Gesellschaft beherrschen und die, philosophisch angeschaut, doch nur grosse moralische Schwächen sind, indem er in der Tat auf dem Fusse eines Mannes lebte, der fünfzigtausend Livres Rente hat, während er rechtmässig nie auch nur einen Sou Einkommen besass.

Nachdem er sechzig Jahre hindurch alle Genüsse genossen hatte, die ein Mann wünschen und kosten darf, schuf er sich ein seiner würdiges Ende, indem er seinen letzten Seufzer bei einem berühmten Gastwirt ausstiess, der oft in der Lage gewesen war, seine brillanten Eigenschaften und seine genialische Kraft zu schätzen.

Mein Onkel wurde in Saint-Germain-en-Laye am 1. April 1761 geboren. Ich werde von den ersten Jahren seiner Kindheit nicht sprechen, sie flossen friedlich dahin, wie die aller von ihrer Mutter verwöhnten Kinder. Meine Grossmama hatte sich schon lange ein Pfand der ehelichen Zärtlich-

keit meines Grossvaters gewünscht, sie bekam es erst nach zehn Jahren der Vereinigung, und mein Onkel war die erste Frucht. (Mein Vater kam erst zehn Jahre später zur Welt.) Mein Grossvater, ebenso verblendet in der Zärtlichkeit für seinen Sohn wie seine Frau, wusste nichts von allen den Leidenschaften zu erkennen, die später eines Tages auf das Herz „seines Schatzes" einstürmen würden, und trotzdem er ein Mann von Geist war, verstand er es auch nicht, seiner Erziehung jene Richtung zu geben, die sie wohl nötig hatte.

Neun Monate jedes Jahres war er nicht zu Hause, denn die musste er bei seinem Regiment der *Royal Cravate* verbringen, wo er es bis zum Major gebracht hatte; so konnte er seinen Sohn nicht überwachen und war gezwungen, sich auf die Weisheit seiner Frau zu verlassen. Der Schatz meiner Grossmama aber, begabt mit allen Talenten, die not wendig sind, damit man eines Tages Gutes von ihm spreche, hatte eben auch alle jene kleinen Fehler, die notwendig sind, damit man von einem auch ganz das Gegenteil sagen kann.

Man hatte ihm Lehrer gegeben, auf die er nicht hörte. Er tanzte um seinen Lateinlehrer herum, warf Knallerbsen auf den Tanzlehrer, steckte Kerzenstummel in die Taschen seines Zeichenlehrers und Pfropfen in die Flöte seines Musikmeisters. Während der kurzen Reisen, die mein Grossvater nach Saint-Germain machte, nahm mein Onkel

seinen Degen und steckte ihn auf den Platz des Rostes, nachdem er seinen Federhut an die Stelle des Geflügelbratens gesetzt hatte. Oder er riss der Katze die Haare aus, oder er malte mit Tinte dem Kanarienvogel einen Schnurrbart. Meine Grossmama fand das alles scharmant. Mein Grossvater konnte auch das Lachen nicht zurückhalten, behandelte alle diese Spitzbubenstücke als Kleinigkeiten und sagte, dass die Zeit ihn schon bessern werde. Die Zeit kam, mein Onkel besserte sich nicht. Schliesslich wurde es so arg, dass niemand es mehr im Hause aushielt. Man fasste also den Entschluss, sich des „Schätzchens" zu entledigen. Damals war mein Onkel zehn Jahre alt.

Er kam in das Collège Louis-le-Grand nach Paris, wo er während der ersten vier Jahre sichtliche Fortschritte machte und die wertvollen Talente, die ihm die Natur geschenkt hatte, zur Geltung brachte. Wenn er auch nicht der Erste bei den lateinischen Übersetzungen war, so war er doch der Stärkste beim Ballspiel; er raufte sich regelmässig zweimal täglich, er brachte es dahin, dass man ihn fünfmal in der Woche auf trockenes Brot setzte, bekam fünfundzwanzig Rutenhiebe am Ende jedes Monats und brachte dann zwei Preise und ein halbes Dutzend Anerkennungsschreiben am Ende des Jahres nach Hause, worüber Grossmama entzückt war.

Im Monat April 1777 war mein Grossvater gerade in Saint-Germain und kam nach Paris in der

Absicht, seinen Sohn abzuholen, damit er einen Teil der Ferien mit ihm beim Regiment verlebe. Er kommt voll Freude in das Collège, denn es war für ihn ein Fest, seinen Enkel zu sehen. Er fragt nach ihm. Das Gesicht des Schulvorstehers wird immer länger, seine Physiognomie wird finster, er stammelt, ... schliesslich erfährt mein Grossvater, dass seit vierzehn Tagen sein lieber Sohn verschwunden sei, und zugleich mit ihm die Tochter der Wäscherin, und dass man nicht wisse, wohin sie sich gewendet hätten. Mein Onkel war damals gerade sechzehn Jahre geworden.

Mein Grossvater hütete sich wohl, diese kleine Escapade seiner Frau mitzuteilen. Er ging zum Polizeichef M. de Sartines, der ihm sagte, er solle nur am Abend wiederkommen. Während dieser Zeit wurde mein Onkel mit seinem kleinen Wäschermädel in einem möblierten Zimmer der Rue Fromenteau aufgestöbert, wohin er sich geflüchtet hatte. Sein Vater brachte ihn nach Saint-Germain zurück, ohne ihm im übrigen Vorwürfe zu machen, und von diesem Augenblicke war es beschlossene Sache, dass er fortgeschritten genug in seinen Studien sei, um nun kein Collège mehr zu brauchen. Er sollte seine Bildung im väterlichen Hause vollenden.

Die Studien, die mein Onkel nun vornahm, waren angenehm genug. Jeden Morgen spielte er Federball oder Billard, am Abend ging er auf die

Bälle. Er machte eine Menge Bekanntschaften, die er dann zu seiner Mutter führte, um sie den besten Wein seines Vaters trinken zu lassen, hetzte Pferde zu Tode, zerbrach Wagen, die man gefällig genug war, ihm zu leihen, und machte bei aller Welt Schulden.

In der schönen Jahreszeit ging er gerne aufs Land, schoss auf die Hunde oder sogar gelegentlich auf die Waldhüter, nachdem er deren Frauen Kinder gemacht hatte, tötete alles Wildpret und lieh von allen Grundbesitzern der Umgegend Geld aus. Im Winter hatte er allwöchentlich ein Duell und wurde jeden Monat in den Arrest gesteckt.

In dieser Zeit war es, dass mein Grossvater den Entschluss fasste, ihn reisen zu lassen, um auf diese Weise zu versuchen, „ein Gehirn zu beruhigen", das, wie er sagte, nichts anderes notwendig hatte als Einsicht ins Leben. Nun, Reisen können sehr gut Einsicht ins Leben schaffen; mein Onkel wurde also in die Bäder von Bagnères geschickt, die damals das Rendezvous der distinguiertesten Welt waren.

Dort wurde er der Arrangeur aller Feste, die Seele aller Vergnügungen. Die damals (im Jahre 1784) dort waren, werden sich noch an den eigenartigen Theatersaal erinnern, den er im Verlaufe von zwei Stunden in Lourdes errichtete, wo gerade vor einigen Tagen auf dem Wege nach der Hauptstadt eine Truppe von Komödianten aus der Provinz angekommen war, die als Reisezehrung ein

wenig Geld von den braven Landbewohnern einheimsen wollten, indem sie ihnen den Genuss von zwei oder drei Vorstellungen gewährten. Da es keinen andern Saal, wo man ein Theater aufschlagen hätte können, gab, so warf mein Onkel sein Augenmerk auf den grossen Boden eines Sattlers, der denn auch erlaubte, dass man ihn benütze, allerdings unter der Bedingung, dass die Wagen, die er dort bewahrte, nicht herausgeführt würden. Mein Onkel kam auf das Mittel, alles in Ordnung zu bringen. Er liess die Karosserien von den Gestellen abnehmen, sie in einem Halbkreise nebeneinander arrangieren und errichtete durch dieses Manöver einen Rang von Logen ganz und gar neuester Art. Eine grosse Karosse mit Flügeltüren, die früher einmal dem Erzbischof von Toulouse gehört hatte, gab die Ehrenloge ab, zwei hübsche Diligencen, an den Eckpunkten des Orchesters aufgestellt, figurierten als Avant-scènes. Ein zweiter Rang von Logen wurde auf die gleiche Weise hergestellt, hoch auf den Wagenrädern, und alle Sättel, die der brave Sattler hatte, auf einer Art von Leinen senkrecht zum Theater auf Stricken aufgehängt, bildeten ein Parterre, wo die Zuschauer gewissermassen Steckenpferd ritten. Niemals hat ein groteskeres Spektakelstück unmässigeres Gelächter erregt.

Das Jahr darauf kam mein Onkel nach Saint-Germain zurück, — und eine wichtige Änderung hatte



Monnier

sich in seiner ganzen Persönlichkeit vollzogen. Hatte er auf der einen Seite gewonnen, so hatte er auf der andern verloren; denn er brachte von dieser Reise einen ausgesprochenen Geschmack für das Hasardspiel mit, dem er sich denn auch so widmete, dass mein Grossvater sein kleines Vermögen weggeben musste, um die zahlreichen Schulden zu zahlen, die sein Sohn machte.

Zu jener Zeit war es, nämlich im Jahr 1787, als mein Onkel seinen Vater verlor. Er starb an den Folgen eines Sturzes vom Ross; meine Grossmutter folgte ihrem Gatten bald nach. Mein Vater wurde, trotzdem er mehr als zehn Jahre jünger war als sein Bruder, vom Familienrate mit der Ordnung der Erbschaft betraut. Er war eben weitaus klüger, trotzdem er noch nicht einmal volljährig war. Meine Grosseltern hinterliessen ihren Kindern nur recht wenig. Trotzdem mein Onkel schon sechsmal so viel vorausbekommen hatte, als sein Teil gewesen wäre, teilte mein Vater mit ihm die zwölftausend Franken, die die ganze Erbschaft ausmachten.

Die Revolution brach damals gerade aus, und mein Onkel, der sich schon durch die Heftigkeit seiner monarchischen Überzeugungen bemerkbar gemacht hatte, hielt es für seine Pflicht, ins Exil zu gehen, in einem Moment, wo alles, was zur „Hofpartei“ gezählt wurde, für sein Leben fürchten musste. Ein Grund mehr dafür, und ein nicht geringerer war, dass er eben gar nichts mehr hatte

und bei seinem erschöpften Kredit, doch gewöhnt an ein grossartiges Leben, sowieso nirgends mehr einen Menschen gefunden hätte, der ihm einen Sou geliehen hätte.

Er entschloss sich, in die Bäder zurückzukehren, wo er die verschiedenen Einnahmsquellen, die ihm das Spiel erschlossen hatte, auszunutzen hoffte. Er verliess also Paris im Monat Mai des Jahres 1789 und kam nach Baguères, wo er sich bescheiden für einen jungen Bankier aus Hamburg ausgab, trotzdem er noch niemals einen Louisdor für seine Unterschrift bekommen hatte. Allein niemand schien sich besser als er auf grosse kommerzielle Unternehmungen zu verstehen; wenn man nämlich auf ihn hörte, so stand er in den besten Beziehungen zu allen grossen Plätzen Europas. Die Namen der berühmtesten Grosskaufleute führte er stets im Munde. Immer, ohne die geringste Affektation, sprach er von den ungeheuren Finanzoperationen, die er gemacht hatte, bei den letzten Messen in Frankfurt oder in Leipzig, und das Einzige, was man vielleicht nicht begreifen konnte, wenn man ihm gut zugehört hatte, war, dass noch kein einziger Souverain Europas ihm die Leitung der Finanzpolitik übertragen hatte, und dass er in Bädern die kostbare Zeit verlor, die er doch so nützlich für die Wohlfahrt seiner Mitbürger hätte verwenden können.

Ein anderes Mal fand er Mittel und Wege, um einen russischen Fürsten davon zu überzeugen, dass

er auf seiner Besitzung in Sibirien Marmorbrüche habe, deren Ausbeutung verschiedentliche Millionen eintragen müsse. Sie machten einen Kontrakt, den dann mein Onkel kurz darauf für fünfzigtausend Ecus an einen Florentiner Kaufmann verhandelte. Der reiste nun allerdings nach Russland und gab sechsmalhunderttausend Franken aus, um im angeblichen Steinbruch zu schürfen, aus dem er nicht einmal so viel Marmor gewinnen konnte, um für seinen Nachttisch eine Platte machen zu lassen. Im Jahre 1796 kam mein Onkel nach Paris zurück und stürzte sich dort in Geschäfte. Er bekam auch eine Anstellung bei den Lieferungen für den italienischen Feldzug, und 1799 war er einer der Hauptlieferanten der Armee Pichegru's in Holland.

Im Verlaufe von acht Jahren machte er viermal sein Vermögen, verlor es wieder, machte es wieder und ass es viermal auf. Kurz und gut, als er eines schönen Tages meinem Vater eingestand, dass er im Augenblick wenigstens nicht einen Louis besass, ihm aber gleichzeitig eine Wette um tausend Louis vorschlug, dass er von Spaa, wohin er für die Badesaison gehen wolle, mit fünfzigtausend Franken zurückkehren werde, da hätte mein Vater seine Wette verloren und mein Onkel sie gewonnen. Während ganzer fünfzehn Jahre hatte mein Onkel keine anderen Existenzmittel als die, die er aus seinem Talent am Billardtisch, beim Pikett und andern

Spielen zog, die er jedoch nie irgendwo anders ausübte, als in den beliebtesten Badeorten oder in Paris im Pavillon d'Hanovre oder in anderen Etablissements derselben Art. Sein Glück war so beständig, dass man gelegentlich in Versuchung war, zu glauben, dass auch recht viel Geschicklichkeit dabei war. Aber der Beweis seiner Ehrlichkeit war die Spitze seines Degens oder die Kugel seiner Pistole, und mein Onkel hatte so viele Male dieses Mittel mit Erfolg angewendet, dass er schliesslich alle Welt besiegt hatte, allerdings niemanden überzeugt.

Immerhin, auch für ihn kam der Moment, wo dieser Traum von Glück zu verblassen anfing, allerdings nachdem er vierzig Jahre gewährt hatte. Das war im Jahre 1821; er war von den Bädern in Plombières zurückgekehrt, wo er die vorige Saison verbracht hatte. Dieses Mal war er aber ohne einen Sou in der Tasche zurückgekehrt. Gezwungen, sich in einem kleinen möblierten Zimmer der Rue Saint-Nicolas d'Antin einzuquartieren, wollte er die nämliche Art von Industrie wieder beginnen, die er früher mit so viel Glück in Paris, übrigens auch an anderen Plätzen, ausgeübt hatte. Aber wehe! Er hatte beim Billard nicht mehr jene Sicherheit des Zielens, mit der er früher erreichte, dass er keinen einzigen Ball ausgelassen hatte; beim Ekarté warf er die Könige nicht mehr so oft, beim Imperial gaben seine Gegner sich bessere Karten als

ihm und beim Pikett zitterten ihm die Hände, wenn er die Karten aufschlagen sollte. Wenn der Stern meines Onkels in Plombières schon zu erbleichen begonnen hatte, in Paris wurde er ganz aus seiner Bahn verdrängt.

Meine Kraft reicht nicht aus, um die tiefe Trauer zu schildern, die sich plötzlich dieses Mannes bemächtigte, der immer lächelnd den traurigsten Ereignissen des Lebens ins Auge geblickt hatte. Nach einer Partie Ekarté, wo er sein ganzes Geld verloren hatte — in vier Partien war er dreimal hintereinander geschlagen worden —, bemächtigte sich ein heftiges Fieber seines Körpers und der Hotelwirt am nächsten Morgen seines Koffers, der alles enthielt, was sein eigen war (ein wenig Wäsche und Kleidung, ja sogar eines wundervollen Billardqueues, den er einmal von einem berühmten Schreiner der Hauptstadt gewonnen hatte), um in den Händen gewissermassen eine Hypothek zu haben für das, was jener ihm für Wohnung und für Essen schuldete.

Mein Onkel konnte diesen letzten Schlag nicht mehr ertragen. Von diesem Augenblick an verschlimmerte sich seine Krankheit auf eine Weise, die sowohl für ihn wie für seine Gläubiger äusserst beunruhigend war, und diese Krankheit bestand in nichts anderem als in der totalen Erschöpfung seiner ganzen menschlichen Maschinerie, sowohl was das Physische als das Moralische betrifft. Da er alle

seine Geldquellen erschöpft hatte, liess er sich zum Schluss noch tapfer in einem Fiaker nach dem Spital der Charité bringen und forderte dort, auf ganz bevorzugte Weise behandelt zu werden. Er gab dafür als Motiv an, dass ja sowieso der achte Teil alles dessen, was man bei dem Spiel verliert, als Steuer den Hospitälern zufällt, und dass ebenso der fünfte Teil aller Theaterentrées den Spitälern zufalle, so dass er also in den letzten vierzig Jahren auf diese Art sowieso seinen Platz im Spital schon vorausbezahlt hätte, und man ihm eigentlich jetzt nur zurückgebe, was er gewissermassen geliehen habe. In der Tat trat er am 3. Januar 1822 in das Hospital ein, die Taschen gefüllt mit Geduld und Philosophie. Was seinen Stolz betraf, so hatte er den klugerweise vor der Türe gelassen auf die Gefahr hin, ihn beim Verlassen des Hospitals nicht wiederzubekommen. Das eine Jahr, das seine Krankheit andauerte, spendete ich ihm alle Tröstungen und verschaffte ihm alle Linderungen, die nur in meiner Macht standen. Ich ging oft hin, ihn besuchen, und an den Tagen, wo ich mich von meinen Beschäftigungen durchaus nicht freimachen konnte, verbrachte er seine Zeit damit, mir Briefe zu schreiben und — so nannte er's — seine Papiere in Ordnung zu bringen, denn er fühlte wohl, dass er am Ende seiner Laufbahn angelangt war. Ich behalte mir vor, eines Tages diese Korrespondenz zu veröffentlichen, die ebenso pikant wie belehrend

sein wird, und zwar wegen der Originalität des Ganzen und wegen der verschiedentlichen Bemerkungen aller Art, die eingestreut sind.

Hier in der Charité war es auch, wo mein Onkel die gelehrte Abhandlung niederschrieb, die ich dem Publikum übergebe.

Am Ende dieses Jahres (zu Anfang des Dezember), als er soweit war, auszugehen, verliess er das Spital, um meine sehr bescheidene Wohnung mit mir zu teilen. Dort gab er sich ganz dem traurigen Gedanken hin, dass er nun unweigerlich gezwungen sein würde, definitiv Bankerott zu machen, und zwar diesem elenden Erdental wie seinen Gläubigern gegenüber. In der Tat, ich frage mich: Konnte sich mein Onkel, nimmt man es nur ernst genug, irgendwelche Skrupel darüber machen, dass er so ungefähr fünfzigtausend Franken (etwas mehr oder etwas weniger) [1]) Jahr für Jahr von seinen Mitbürgern sozusagen als Steuer eingehoben hatte? Nein, man darf es aussprechen, er sah mit Recht ohne Schrecken dem fatalen Augenblick ins Auge. Aber da er in Ruhe sterben wollte und mit einem reinen Gewissen, so verwendete er die letzten Tage seines in der ganzen Welt verbrachten Lebens darauf, die Adressen seiner zahlreichen Gläubiger auszuspüren, da er die Absicht hatte, ihnen selbst seine peinliche Zahlungsunfähigkeit mitzuteilen.

1) Diese fünfzigtausend Franken sind als guter Durchschnitt genommen.

Es waren alles zusammen zweihundertzweiundzwanzig; er berief sie definitiv für den 19. Mai ein. Als Rendezvous war das Restaurant von Gillet an der Porte Maillot angegeben, und zwar der Salon, in dem vierhundert Kuverts gedeckt werden können. Die Mehrzahl der Erschienenen hatte keine Ahnung davon, was mein Onkel eigentlich dort von ihnen wollte, aber ihre Hochachtung und ihre Bewunderung für die Erfindungsgabe, die er so oft in den Zeiten seines glänzenden Geschickes bewiesen hatte, war so gross, dass nicht ein einziger bei diesem Rendezvous fehlte.

Mein ehrenwerter Onkel liess sich im Fiaker hinführen, denn er hatte nicht einmal mehr die Kraft, zu Fuss zu gehen; so wäre es ihm also ganz unmöglich gewesen, diese Schritte selbst zu tun. Als er am Orte der Sitzung angekommen war, liess er dort eine Art von Estrade errichten mit einer Bergère, auf der er sich dann hinsetzen wollte, um zu seinem Volke zu sprechen, und weiterhin einen ersten Rang von Fauteuils ringsherum, dann einen zweiten Rang hoch oben auf Tischen, die er auch eigens dazu hatte hinstellen lassen; das ganze Arrangement ohne Zweifel in der Erinnerung an jenen Theatersaal, den er in Baguères vor vierzig Jahren improvisiert hatte. Heute, heute nun, als alle seine Gläubiger auf ihren Plätzen versammelt waren, setzte er sich in ihrer Mitte mit Ruhe und Würdigkeit nieder und begann mit der Entschuldigung, dass seine



Gavarni

Stimme so schwach sei; denn seit seinem Austritt aus dem Hospital konnte er sich kaum mehr deutlich verständlich machen. Und nachdem er sich nun noch ein letztes Mal zusammengerafft hatte, gleichsam versucht, sich alle die alten Erinnerungen ins Gedächtnis zurückzurufen, hielt er ihnen ungefähr die folgende Ansprache:

„Meine Herren . . . . ." (Grosse Bewegung, gespannte Aufmerksamkeit, dann tiefe Stille.)

„Das grosse Kontobuch des Lebens wird sich nun in Kürze für mich schliessen. Jetzt sind es gerade einundsechzig Jahre, dass mein Konto dort oben im Himmel eröffnet worden ist. Es ist weder mein noch Ihr Amt, die Bilanz dieses Kontos zu ziehen. Diese Sorge ist Gott allein vorbehalten, der auch bis zum heutigen Tage sorglich das Journal aller meiner Gedanken und Handlungen geführt hat." (Ein alter Wucherer macht in diesem Augenblick das Zeichen des Kreuzes.) „Ich sehe auch den lieben Gott schon bereit, die entsetzlichen Additionen dieses unendlichen Kontokorrents zu beginnen, und ich würde zittern zu erfahren, wie stark ich als sein Schuldner belastet bin, wenn sein Kredit nicht ebenso unendlich wäre wie seine Güte."

Bei dieser herzbewegenden Ansprache kamen die Schnupftücher von zweihundertzweiundzwanzig Gläubigern aus ihren Taschen hervor und wurden zu ihren Augen geführt, aus denen einige Tränen herabzurollen schienen, die wohl der Rührung zu-

zuschreiben waren. Mein Onkel nahm eine Prise Tabak und setzte seine Rede fort:

„Wenn es mir auch nach meiner ganzen Anlage versagt ist, mit dem Allschöpfer zu rechnen, — er hat mir doch wenigstens den Mut und die Stärke gelassen, deren ich bedarf, um mit jedem Einzelnen von Ihnen vor meinem Tode definitiv abzurechnen, denn, ich fühle es, meine letzte Stunde hat geschlagen." (Einiges Schluchzen war zu hören.)

„Hier ist mein Tagebuch, hier ist mein Hauptbuch, das Notizbuch, in dem alle Fälligkeiten eingetragen sind, meine Agenda nach alphabetischer Ordnung. Alles ist nachgesehen, numeriert und paraphiert nach der Gewohnheit eines Mannes, der alle seine Geschäfte in Ordnung führt, und der sich vom ersten Tage seiner Taten an bis zur letzten Minute Rechenschaft über die wichtigsten wie über die geringsten Operationen, die er vornimmt, gibt."

Aller Gläubiger Augen richteten sich nun auf einen Haufen von Papieren, die ihnen in der Nähe zu zeigen, mein Onkel sich wohl gehütet hätte.

„Jeder von Ihnen wird hier niedergeschrieben finden: die Gesamtsumme, die ihm gebührt, Interessen und Kapital zusammen." (Hierauf neuerliche Tränen. Gleichfalls auf Rührung zurückzuführen.)

„Aber, meine Herren, Sie täten unrecht, zu denken, dass, so wie in den gewöhnlichen Bilanzen der zünftigen Händler, es hier Aktiva und Passiva gibt." (Grosse Bewegung: gespannteste Aufmerksamkeit.)

„Nein, meine Herren, nein. Ich habe Ihnen nur Passiva zu präsentieren.“ (Bewegung, aber in entgegengesetzte Richtung zielend.)

„Immerhin, fürchten Sie nicht, etwa zehn Prozent zu bekommen oder zwanzig Prozent oder gar vierzig Prozent von dem, was Ihnen gesetzlich von mir geschuldet wird.“ (Die Aufmerksamkeit verdoppelt sich wiederum.) „Ich bin unfähig einer solchen Niedrigkeit, das wäre wahrhaftig ein Schelmenstück, und ich möchte darum lieber beschliessen, Ihnen gar nichts zu geben. Und das ist es auch, was mein Entschluss ist. Sie alle werden nicht einen Sou bekommen!“ (Allgemeine Aufregung, gefolgt von tadelndem Murmeln. Einige Stimmen: „Hört! Hört!“)

Hier schneuzt sich mein Onkel, trinkt einen Schluck Zuckerwasser und fährt dann sogleich in Ruhe und Gottvertrauen fort:

„Ja, meine Herren, hören Sie mir zu! . . . Mein Vater hinterliess mir sterbend als ganzen Besitz einige Broschüren, die eine grosse Zahl von Verbesserungen angeben, die man an dem Finanzsystem, das in Frankreich herrscht, vornehmen könnte. Hätte ich davon etwa leben können? Ich frage Sie? . . .“ (Zustimmung im Zentrum, ein Schnittwarenhändler: „Ganz recht so!“)

„Ich erfasste also die grosse Bedeutung des Kredits, und ich habe entdeckt, dass er sich gründet und ruht auf einer einzigen, zwar sonderbaren, aber sehr soliden Methode: dass man nämlich mit un-

verbrüchlicher Treue *niemandem* Schulden zahler soll." (Oho!)

„Ich habe sie alle als lebende Beweise für diese sehr wichtige Entdeckung bemüht." (Bewegung.) „Wenn Ihnen nur der geringste Zweifel in dieser Hinsicht kommt, dann würde ich Ihnen vorschlagen, Ihre Augen auf diese Schriften hier zu werfen, und wahrhaftig, ich traue Ihnen nicht zu, dass Sie entdecken werden, ich hätte irgend jemandem je auch nur die geringste Akontozahlung geleistet." (Die Erregung verdoppelt sich.)

„Ich weiss noch nicht, ob Sie im weiteren Verlauf Grund haben werden, meine Entdeckung zu preisen." (Sichtlich betontes Zögern.) „Ich aber habe es mir immer zur Pflicht gemacht — und das bis zum letzten Augenblick meiner politischen und sozialen Existenz —, meine Anleihen, die, ich will es oft zugeben, gelegentlich Zwangsanleihen waren, auf eine Art zu verteilen, dass sie am Tage meines Scheidens auf eine möglichst grosse Zahl von Köpfen verteilt sind und vorzüglich auf die Reichsten." (Allgemeine Zustimmung, mit einziger Ausnahme des alten Wucherers.)

„Aber, meine Herren, was bedeutet dieser elende Verlust im Vergleich zu jenem, der Ihnen unweigerlich zuteil wird durch das miserable Finanzsystem, das Ihnen vor kurzer Zeit präsentiert worden ist." (Stille in der Mitte, Heiterkeit links und auf der äussersten Rechten.)

„Wahrhaftig eine Bagatelle, verglichen mit den unschätzbaren Vorteilen, die Sie in Zukunft werden aus dem neuen Kredit-, Anleihe- und Amortisationssystem ziehen können, das ich Ihnen nun zu enthüllen im Begriffe bin. Ich habe meinen Neffen beauftragt, es zu entwickeln, es zu redigieren, es drucken zu lassen, auf dass es der Gesamtheit aller nütze, und dem Staate eine neue Quelle der Glückseligkeit eröffnet werde durch mein Beispiel" [1]). (Stürmische Zeichen von Zustimmung.)

„Ja! meine Herren, wenn ich mich nun verbreiten wollte über die Wohltaten, die ich Ihnen so bereitet habe und noch im Begriff bin, Ihnen zu bereiten, wäre es mir fürwahr leicht, Ihnen zu beweisen, dass Sie noch *meine* Schuldner sind, aber ich ziehe es vor, mich von Ihnen zu verabschieden, erfüllt von dem tröstlichen Gedanken, dass wir alle miteinander vollständig quitt sind." (Eine Stimme: „Oh, das ist zu stark!")

„Ich schliesse, meine Herren; wollen Sie mir noch für diesen letzten Satz Ihre Aufmerksamkeit leihen." (Tiefe Stille.)

„Ich habe dem Reichen als Vorbild gedient. Ich habe dem Armen geholfen. Ich habe in Wahrheit nichts anderes getan, als einige Ihrer immensen Kapitalien zu deplacieren, um sie an Punkte zu

1) Herr Baron de l'Empésé hat auf die skrupelhafteste Weise den letzten Willen seines Onkels erfüllt.

bringen, wo sie gut verwendet werden können. Ich habe mit jenem Nivellement der Goldberge begonnen, die das Schicksal willkürlich bei Ihnen angehäuft hat. Das Schicksal war bisher blind, ich habe ihm sozusagen den Star gestochen, meine Memoiren werden das übrige tun ...“ (Allgemeines zorniges Murmeln.)

Nach diesen Worten liess sich mein Onkel auf die Bergère fallen, erschöpft von den Anstrengungen, die er auf sich genommen hatte, um seinen Gläubigern wenn auch nicht siegreicher, so doch positiverweise zu zeigen, dass sie sich noch glücklich schätzen müssten, wenn *er ihnen* nichts mehr schulde. Es ist wahr, dass der Schluss seiner Rede, unerwartet wie er kam, in der Versammlung sehr gemischte Gefühle, auch gegnerischer Art auslöste. Die einen wollten ihn erwürgen, die andern waren nur einig im Gefühl der Ekstase und Bewunderung.

Nach und nach aber begann in diesem Haufen von Gläubigern jeder gleiche Vorstellungen von der Generosität zu haben, und jeder Einzelne von ihnen begab sich zu dem Fuss der Estrade, auf der zwei von den Fräuleins des Gilletschen Restaurants damit beschäftigt waren, meinen Onkel aus seiner Ohnmacht zu erwecken, und sie legten dort die Wechsel, Schuldbriefe, Obligationen, die Gutscheine mit den gerichtlichen Zahlungsbefehlen nieder, kurz alles, was dazu gehört und was ihnen dieser würdige Mitbürger im Laufe von vierzig

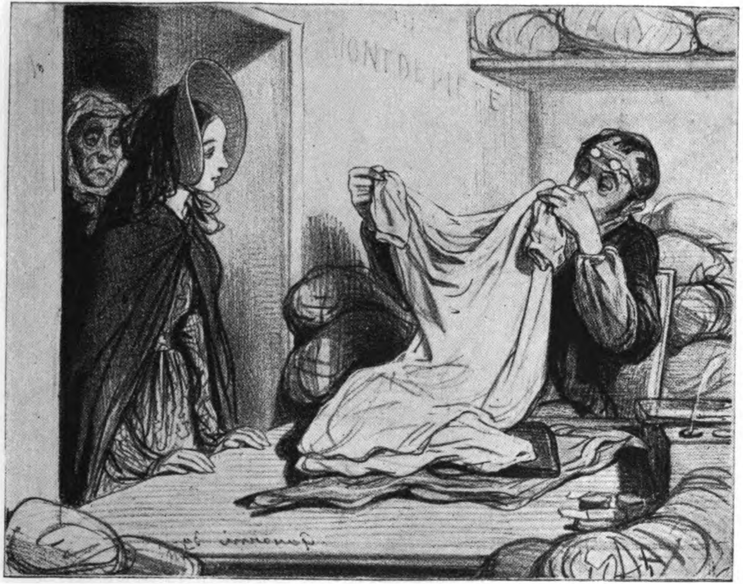
Jahren nicht zu ihrem Schaden unterschrieben hatte. Als mein Onkel wieder zu Sinnen gekommen war und das Bündel von Wechseln und Stempelpapieren erblickt hatte, das man gleichsam auf eine Verabredung hin zu seinen Füssen aufgehäuft hatte, konnte er der Wallung nicht widerstehen, die die Freude, alle diese Erinnerungen gesammelt zu sehen, in ihm erweckte. Er machte eine neue Anstrengung, seine Kräfte zusammenzuraffen, erhob diese Trophäen mit seinen schon ermattenden Händen, wie um sie der ganzen Welt zu zeigen, und alle seine Stärke zusammennehmend, rief er aus: „Ich bitte mir nur noch eines von Ihnen als letzte Gnade aus. Meine Herren, versprechen Sie mir, mein Werk zu kaufen, sowie es im Buchhandel erschienen ist." Alle schwuren es ihm zu, und er stiess seinen letzten Seufzer in meinen Armen aus.

Das unerwartete Hinscheiden eines begüterten Mannes ist eines der traurigsten Begebnisse, das die Gesellschaft treffen kann und auch die Gläubiger, wenn er welche hat. Das meines Onkels wurde vorzüglich empfunden von einem Fabrikanten von Marmorsteinen, dessen Spezialität Grabmonumente waren. Mit einer Beredsamkeit, wie sie wahrhaftig nur aus dem Herzen kommen kann, beeilte er sich denn auch, das Gelübde zu tun, eine kleine Sammlung einzuleiten, damit man ihm einen bescheidenen Grabstein errichten könne und so die Erinnerung an einen genialen Mann der Ewigkeit

vererben. Das eine und das andere wurde sofort in Wirklichkeit umgesetzt, und mein lieber, guter Onkel wurde auf dem Friedhof von Mont-Parnasse begraben, den er auf diese Art am 22. Mai 1823 sozusagen mit seiner Persönlichkeit beglückte. Alle seine Gläubiger begleiteten ihn bis zu seiner letzten Ruhestätte.

Einige Tage darauf deckte ein Grabstein seine sterbliche Hülle. Und auf diesem Denkmal kann man jeden Tag, den Gott schenkt, jene simple, aber rührende Inschrift lesen, die vor allem von der Dankbarkeit, dann aber auch von der Bewunderung inspiriert wurde und darum denn auch in lapidaren Buchstaben von der Hand des braven Marmorfabrikanten selbst eingraviert worden ist:

Hier ruht
der Erfinder
der
„Kunst, seine Schulden zu zahlen“
und
seine Gläubiger zu befriedigen,
ohne auch nur einen Sou auszugeben“
22. *Mai* 1823
Requiescat in pace.



Gavarni

Aphorismen

Axiome und neue Gedanken,

die man sich nicht tief genug einprägen kann, bevor man die verschiedenen Theorien studiert, die von meinem Onkel gelehrt werden.

I

Je mehr man Schulden hat, desto mehr Kredit hat man; je weniger Gläubiger man hat, desto weniger Hilfsmittel stehen einem zu Gebote.

II

Wer sich keinen Kredit schafft, muss unweigerlich bankerott machen, denn je mehr Kredit man sich schafft, desto mehr Umsatz hat man auch. Je mehr Umsatz man hat, desto mehr Geschäfte macht man. Je mehr Geschäfte man macht, desto mehr Geld verdient man.

III

Schulden machen bei Leuten, die selbst nicht genug haben, heisst, die Verwirrung der Gesellschaft nur vergrössern, das Unglück vervielfältigen. Leuten aber, die zu viel haben, Geld schuldig sein, bedeutet im Gegenteil: für das Elend ein Gleichgewicht schaffen, sein Teil an der sozialen Nivellierung beitragen.

IV

Wer nur einigermassen Grundsätze hat, muss seine Schulden, wenn er welche hat, zahlen. Auf die eine Art oder auf die andere. Das heisst also mit Geld oder ohne Geld.

V

Ein schlecht erzogener, ungestümer Gläubiger, der nur mit Unverschämtheiten auf die guten Gründe, die Sie ihm anführen, antwortet — vorausgesetzt nämlich, dass es gute sind und Sie ihm sonst nichts geben —, stellt Ihnen so, ohne es selbst zu wissen, eine vollgültige Quittung über jede Summe aus, die sie ihm nur irgend schuldig sein können.

VI

Selbst bei der besten Verwaltung scheidet sich eine Nation, sie mag so gross sein, wie sie will, so einig, wie sie nur kann, immer in zwei einander ganz entgegengesetzte Parteien.

Nämlich:

Erste Partei: Individuen, die stehlen. Das ist die stärkere Partei.

Zweite Partei: Individuen, die bestohlen werden. Das ist die grössere.

Ich überlasse es dem Leser, die Partei herauszusuchen und in sie einzutreten, die ihm besser passt, denn er kann sich nicht für eine neutrale oder Übergangspartei entscheiden (wie man in der Politik tut); nach unserer Auffassung kann es nämlich eine solche gar nicht geben!

VII

Die Bevölkerung eines Kaiserreiches oder eines Königreiches besteht ebenso nur aus zwei Klassen:

nämlich aus den Produzenten und den Konsumenten.

Die Produzenten sind nichts anderes als — die *Gläubiger*. Die Konsumenten, die Geld ausgeben, sind die *Schuldner*.

Also: gäbe es keine Leute, die Geld ausgeben, dann wären auch die Leute, die produzieren, Werte schaffen, überflüssig. Es sind also die ausgebenden Leute, die den Produzenten, den Werte Schaffenden, zu leben geben. Als Folge ergibt sich, dass so ein Werte schaffender Mensch ein Produzent, ein Gläubiger also, zumindest den Verzehrenden, den Schuldnern, noch etwas schuldet, nämlich: ihm nicht zu zahlen, was er ihm eigentlich schuldig ist. Denn wenn der ihm nichts schuldig wäre, so würde er ja am Hunger zugrunde gehen.

VIII

Bekanntlich steht die glänzende Situation eines Staates immer in einem gerechten Verhältnis zur Höhe seiner Schulden (siehe England!). Machen Sie einen Analogieschluss auf die einzelnen Individuen, nun — was ergibt sich?

IX

Da der Besitz nur kraft der blossen Tatsache des Besitzers existiert, so hat ein Jeder, so wie er nur auf die Welt kommt, Recht auf irgendeinen Besitz.

X

Es ist evident, dass die Welt sich nur aus Leuten zusammensetzt, die zu viel haben, oder aus Leuten, die nicht genug haben. *Ihre* Aufgabe ist es, was *Ihre eigene* Person betrifft, das Gleichgewicht herzustellen.

XI

Es ist besser, hunderttausend Franken einer einzigen, und zwar derselben, Person schuldig zu sein als tausend Franken je tausend einzelnen Personen.

XII

Die Zahl der Individuen, die in Verlegenheit sind, weil sie zu viel Geld haben, mit dem sie nicht wissen, was anzufangen, ist genau so gross wie die Zahl jener Individuen, die in Verlegenheit sind, weil sie nicht wissen, was sie anfangen sollen, um etwas Geld zu haben.

XIII

Unter denen, die Schulden haben, sind nur die, die einmal den bösen Anfang gemacht haben, Schulden zu zahlen, dann ins Gefängnis von Sainte-Pélagie gebracht worden. Man würde sich wohl hüten, den dorthin zu stecken, der schon lange Schulden hat und noch nie was gezahlt hat.

XIV

Wer gut zu Fuss ist und ein gutes Auge hat, kann der Freiheit nicht beraubt werden, es sei denn, er will es selbst.

XV

Es gibt auf der Welt nur zwei Geisseln, vor denen alle Mächte der Erde einen nicht beschützen können: das sind die Pest und die Gerichtsvollzieher.

XVI

Sich umbringen, weil man seine Schulden nicht zahlen kann und trotzdem die Absicht dazu hat, ist von allem, was man tun kann, das törichteste. Wenn es nämlich wahr ist, dass man Verpflichtungen gegen seine Gläubiger hat, so muss man vielmehr für sie *leben*, nicht für sie *sterben*.

XVII

„. . . . . . Was ein Anderer in der Tasche hat, wäre viel besser in der meinen! . . . Geh fort, damit ich mich auf deinen Platz setze! . . . .“ Das ist in kurzen Worten das Grundprinzip aller Moral.

Erste Lektion

Von den Schulden

Von der Unmöglichkeit, *keine* Schulden zu haben. — Was versteht man unter dem Worte Schulden? — Ihre verschiedenen Abarten. — Ihre Zahl, ihre Bedeutung und ihr Wert nach der Auffassung meines Onkels. — Versatzamt.

„Wo ist der glückliche Mann unseres Jahrhunderts“ (pflegte mein Onkel zu sagen), „der in den letzten dreissig Jahren mitten in dem Hin und Her der Assignaten, und durch sie wie durch die Schuldscheine, die politische Deroute und den Bankerott (dessen erstes Beispiel der Staat selbst gegeben hat), infolge der Auswanderungen, der Vermögenskonfiskationen, der Aushebungen, der Ansprüche an das Vermögen durch sogenannte Sanierungen und der Invasionen, die alle Besitzverhältnisse umgestürzt haben, immer imstande war zu sagen: *Ich bin keinem Menschen was schuldig . . .?* Welche Nation, und mag sie auch heute auf Goldbergen sitzen, könnte sagen: *Wir werden nie jemandem etwas schuldig sein . . . !*

Ich habe es schon gesagt und ich werde es wiederholen, wann immer ich die Gelegenheit dazu haben werde: Frankreich selbst, so reich es auch ist, setzt sich nur aus zwei Menschenklassen zusammen: aus den Schuldnern und den Gläubigern. Anders ausgedrückt: aus der produzierenden und aus der konsumierenden Klasse.“

Aber wir wollen zu der Hauptsache zurückkehren, die mich zu beschäftigen hat, und auf eine klare und präzise Weise die Erklärung jener Angelegenheit geben, die man Schulden nennt. Wir werden am weitesten kommen, wenn wir dieses Wort nach allen seinen Anwendungsarten untersuchen. Dieser Terminus, in seinem rechten Sinne aufgefasst, bedeutet: Das, was man irgend jemandem schuldig ist. Immerhin, man versteht gelegentlich unter Schulden auch das, was man uns schuldet, nämlich Kredit. Um also da Konfusionen zu vermeiden, hat man eine Unmenge verschiedenartiger Schulden zu unterscheiden, und ich will denn auch die Erklärung der einzelnen Ausdrücke hier geben.

Alle jene Leute, die gegeneinander Verpflichtungen eingehen können, können Schulden machen. Es folgt also durch einen logischen Schluss auf das Gegenteil: Jene, die nicht imstande sind, Verpflichtungen einzugehen, können keine Schulden machen. So sind also die Minderjährigen, die Söhne, die noch nicht ihre Volljährigkeit erreicht haben, die Frauen, die unter der Gewalt ihrer Männer stehen, in die Unmöglichkeit versetzt, Schulden zu machen, ohne die Erlaubnis jener, unter deren Macht sie stehen, das heisst ihrer Kuratoren oder Vormünder, ihrer Väter oder ihrer Ehegatten.

Man kann Schulden mündlich und auf alle Arten schriftlicher Auseinandersetzungen machen, sei es

durch Wechsel oder durch Schuldscheine, durch Gerichtsbeschlüsse oder ähnliche urteilsmässige Sentenzen.

Die Gründe, aus denen man Schulden machen kann, sind alle jene Angelegenheiten, die Verpflichtungen bringen, wie zum Beispiel Wohnung, Nahrung, Kleidung, Miete, Ausborgen, Vorschüsse usw. Unsere Jurisprudenz erkennt sechsundzwanzig verschiedene Arten von Schulden an, die sie einzeln bestimmt hat, und die mein Onkel auf die folgende Weise expliziert oder erklärt.

Nämlich:

Erstens: *Aktive* Schulden. Aktiv nämlich vom Gläubiger aus betrachtet, das ist also besser gesagt: Kredit. Zum Beispiel also der Kredit eines Restaurateurs, bei dem man seit langer Zeit speist, und dem man seit ebenso langer Zeit Geld schuldig ist. Dieser Kredit muss eine aktive Schuld genannt werden.

Die Bezeichnung aktive Schuld steht im strikten Gegensatz zu jener der passiven Schuld. Die ist allerdings scheinbar, das heisst bis auf ein Geringes, dieselbe. Immerhin gibt es einen Unterschied. Unter aktiven Schulden muss man jene Summen verstehen, die man schuldig ist, weil man bei dem Restaurateur gegessen *hat*, ohne ihn zu zahlen, und zwar bis zum heutigen Tage. Und unter passiver Schuld das Geld, das man ihm in der Zukunft noch schuldig bleiben wird, indem man nämlich fortfahren

wird, es vorzuziehen, bei ihm zu speisen und weiterhin ebenso nicht zu zahlen wie in der Vergangenheit.

Zweitens: *Alte* Schulden, hauptsächlich Hypotheken. Das sind die, die vor allen andern kommen. Sie sind von allen Schulden jene, die am schwierigsten zu machen sind, weil sie die ersten sind, aber auch weil sie am leichtesten auszulöschen sind. Und zwar, weil es acht verschiedene Arten gibt, sie zu amortisieren, ohne sein Portemonnaie auch nur zu öffnen. Was wir dann später beweisen werden.

Drittens. *Jährliche* Schulden. Das sind die, die Jahr für Jahr sich erneuern wie eine Rente, eine Pension, das Vermächtnis einer Summe, das jahraus jahrein zahlbar ist; es sind die, die man beim Anfang des Jahres oder beim Ausgang des Jahres nicht zahlt, indem man verspricht, im nächsten Jahr das Doppelte zu zahlen, und dann setzt sich das in einer Progression auf die gleiche Art immer weiter fort. Das ist das, was man im Rechtsstil *debitum quot annis* nennt.

Viertens: *Hinfällige* Schulden. Das sind die, die für den Gläubiger gar keinen Wert haben, wo er sich gar keine Hoffnungen machen kann, je Geld zu bekommen. Man muss darauf sehen, dass man nur Schulden dieser Art hat oder zumindest vorzüglich solche.

Fünftens: *Klare* Schulden, das sind die, wo das Objekt genau festgesetzt ist, und wo die Summe

dessen, was man schuldig ist, genau festgestellt, bekannt und bezeichnet ist.

Zum Beispiel drei Quartale seinem Hausbesitzer schuldig sein, das heisst: eine klare Schuld ihm gegenüber kontrahieren. Wenn Sie es erreichen, ihm auch das vierte Quartal noch schuldig zu bleiben, dann ist der Besitzer „*klar*“ bezahlt, nämlich nach den Bestimmungen des Gesetzes.

Sechstens: *Bedingungsweise* Schulden, das sind diejenigen, die nur unter gewissen Bedingungen geschuldet werden. Zum Beispiel: „Ich werde ihnen zahlen, wenn ich Geld bekomme.“ Man hat nichts zu bekommen, man hat also auch nichts zu bezahlen. Nach den Ausdrücken der Jurisprudenz: Si navis ex asia venerit. Das bedeutet: wenn das Dampfschiff einmal rechtzeitig ankommen wird.

Siebentes. *Konfuse* Schulden, das sind diejenigen, deren Rechtsgründe ein wenig verwickelt sind, so dass derselbe Mensch zu gleicher Zeit Gläubiger und Schuldner desselben Objektes ist, infolgedessen Gläubiger und Schuldner desselben Individuums, so dass weder der Eine noch der Andere Klarheit genug über die Natur seiner Schulden hat. Und wenn nun einer von beiden die Grundlagen oder die Begründungen der Schuld ein wenig in Unordnung bringt, so vollzieht er eben auf diese Weise schon die „*Amortisation*“.

Achtens: *Zweifelhafte* Schulden, das sind diejenigen, die nicht gerade hinfällig sind, aber deren

Rückzahlung trotzdem um nichts sicherer ist. Es handelt sich um eine Art von Versprechen, das man zu periodischen Zeiten auf eine ungewisse Art vom Schuldner erhält.

Neuntens. *Erloschene* Schulden, das sind diejenigen, die man nicht mehr einfordern kann, sei es, weil sie verjährt sind, oder weil man nicht mehr in der Lage ist, einen Gerichtsbeschluss auf Zahlung zu erwirken, was man in der Sprache der Jurisprudenz *prescription* nennt.

Zehntens. *Einzufordernde* Schulden, das sind diejenigen, die man durch die Gerichte, die dafür kompetent sind, sofort einfordern kann, ohne auch nur irgendeinen Aufschub oder den Eintritt irgendeiner Bedingung abwarten zu müssen.

Wechsel, Kreditscheine, Obligationen jeder Art, wenn sie einmal unterschrieben sind, können unter diese Kategorie der einzufordernden Schulden eingeordnet werden. Wer eine sogenannte *einzufordernde* Schuld kontrahiert, der untergräbt von Grund bis zum Gipfel das Kartenhaus, auf dem unser ganzes Kreditsystem basiert.

Elftens: *Gesetzliche* Schulden, das sind diejenigen, zu deren Rückzahlung man verpflichtet ist, ja späterhin vom Gesetz gewungen werden kann. Das Mittel, das in der folgenden Notiz über die *achte* Art, seine Schulden los zu werden, angegeben werden wird, ist so ziemlich der einzige praktikable Weg, um wirklich die Amortisation zu bewirken.

Zwölftens: *Legitime* Schulden, das sind Schulden, die ihren gerechten Grund haben und nicht von wucherischer Art sind.

Zum Beispiel: Ich leihe mir einen Tausendfrankenschein von einem intimen Freund, den ich erst am Abend vorher kennen gelernt habe. Und ich verspreche, den Tausendfrankenschein am nächsten Morgen zurückzugeben. Er leiht mir ihn, ohne Zinsen zu verlangen und auch, ohne dass ich ihm eine Bestätigung gebe. Ich gebe ihm den Tausendfrankenschein nicht wieder, trotzdem er ihn verschiedene Male von mir zurückverlangen lässt, und da ich bei diesem intimen Freunde nur eine legitime Gefälligkeitsschuld kontrahiert habe, trage ich sie in der Form von Dankbarkeit ab; ich habe sie also bezahlt, wenn auch diese Form der Zahlung keinen sogenannten Marktwert hat. Der „intime Freund“ ist wohl oder übel gezwungen, sich mit diesem Zustand zufrieden zu geben.

Dreizehntens: *Illegitime* Schulden. Ich kenne keine wirklichen von dieser Art.

Vierzehntens: *Flüssige* Schulden, das sind jene, wo der Preis des Objekts von vornherein fixiert ist. Alle Caféschulden zum Beispiel sind wirklich „flüssige“ Schulden.

Fünfzehntens: *Nichtflüssige oder sogenannte solide* Schulden, das sind alle diejenigen, deren Basis nicht unwiderleglich fixiert ist. Sie haben zum Beispiel die Absicht, die Summe von dreitausend

Franken auf drei Gläubiger zu verteilen, aber Sie wissen nicht, wieviel auf jeden kommt, aus dem Gedächtnis nämlich. Sie sind infolgedessen, damit die Teilung auch im richtigen Verhältnis vor sich geht, gezwungen, zu warten, bis diese Leute ihre Rechnungen zusammen vorgelegt haben. Nun schön, diese Art von Schulden sind eben nicht flüssige Schulden. Schulden, die man zum Beispiel bei einem Schneider gemacht hat, müssen immer in diese Kategorie eingeordnet werden, weil Sie wirklich nicht wissen, was Sie ihm wirklich schuldig sind, es sei denn lange Zeit, nachdem man Ihnen geliefert hat. Das ist nun eine nicht-liquide, oder genauer gesagt: solide Art von Schulden.

Sechzehntens: *Strittige* Schulden, das sind selbstverständlich diejenigen, die man bestreiten kann. Ein Tuchhändler verkauft Ihnen zum Beispiel Elboeuf-Tuch unter dem Vorwande, es sei aus Louviers; trotzdem Sie das eine ebensowenig wie das andere zu zahlen beabsichtigten, — es ist trotzdem eine strittige Schuld.

Siebzehntens: *Persönliche* Schulden, das sind alle, wenn man sie nämlich — persönlich mit Geld bezahlen kann. Wenn nicht, gibt's gar keine.

Achtzehntens: *Privilegierte* Schulden, das sind jene, die man *vor* allen andern zahlen muss, wenn man zu solch äusserstem Entschluss genötigt ist.

Neunzehntens: *Reinliche* Schulden, das sind eine ganz besondere Art von privaten Schulden: Mini-

mum hunderttausend Franken, Maximum zwei Millionen. Über diese Summe hinaus rangieren Schulden in der Domäne der Staatsschulden. So eine reinliche und private Schuld, wie auch jede Staatsschuld, verpflichtet den Schuldner zu gar nichts.

Zwanzigstens: Schulden, *kurz und simpel*, das heisst einfach: kaufen, nehmen, leihen, ausborgen, verzehren ohne zu zahlen. Diese Art von Schulden sind wahrhaftig — Eselsbrücken.

Einundzwanzigstens: *Reelle* Schulden. Das sind diejenigen, wo gar kein Schwindel dabei ist. Ein Wechsel zum Beispiel.

Zweiundzwanzigstens: *Schmutzige* Schulden. Das sind Schulden des Flickschusters zum Beispiel. Diese Schulden dürfen, um ihre Bedeutung zu behalten, niemals über zwei Franken fünfundzwanzig Centimes hinausgehen, nämlich dem Kostenpunkt eines Paars Pantoffeln.

Dreiundzwanzigstens: *Vorgebliche* Schulden. Das sind die, die man nur zum *Schein* macht und die dann doch meist damit enden, *Wirklichkeit* zu werden. Zum Beispiel: durch seine Unterschrift sich für einen Freund verbürgen, auf sein Wort vertrauend, dass er zum Fälligkeitstermine das Geld auch wirklich zahlen wird.

Vierundzwanzigstens: *Gesellschaftliche* Schulden. Das heisst, seinem Nachbar, nachdem er beim Ekarté verloren hat, zehn, fünfzehn, zwanzig oder

fünfundzwanzig Napoléons abborgen, um dann mit ihm weiterzuspielen.

Fünfundzwanzigstens: *Verjährte* Schulden. Das ist zum Beispiel eine Schuld, die man vor seiner Volljährigkeit gemacht hat. Man kann sie nach dem Tode zahlen, wenn einem das besser passt.

Sechsundzwanzigstens: *Wucher*schulden. Das sind jene, wo der Gläubiger sein Geld zu achtundvierzig Prozent oder irgendeinem andern Zinsfuss, der höher ist als der vom Gesetz erlaubte, hergegeben hat.

Ein Mann, der Grundsätze hat, kann honorigerweise kein Geld annehmen, das man ihm auf seine Unterschrift hin zu einem höheren Satze als zu achtundvierzig Prozent fürs Jahr leihen würde, und zwar schon aus dem Grunde, weil die so wohltätige Institution des Versatzamtes sich mit der Hälfte begnügt; und die leiht zudem nur auf ein Pfand, das mindestens fünfmal so viel wert ist als sie vorstreckt. Das ist also zu vierundzwanzig Prozent das Jahr; wenn man nämlich richtig rechnet und alle Kosten dazu schlägt. Dazu hat man da keine Leibespfändung zu fürchten, was nicht wenig bedeutet. Ich werde davon in meiner neunten Lektion sprechen.

Zweite Lektion

Über die Tilgung der Schulden

Grundprinzip. — Wahrheit und Vorurteile. — Verschiedene Arten, die Schulden zu zahlen oder zu tilgen, von welcher Art sie auch sein mögen. — Von der Verjährung. — Ausflüchte, wie sie das Gesetzbuch lehrt. — Gefahr der Akontozahlung. — Ein Brief meines Onkels. — Schlimme Folgen der Rückzahlung mit Bargeld. — Befriedigung der Gläubiger.

Im Prinzip müssen Sie versuchen, aus allen Ihren Gläubigern Freunde zu machen, und zwar Freunde, die Sie wirklich lieben, und die Ihnen das beweisen, indem sie Ihnen weiter Kredit geben. Sie müssen infolgedessen so handeln, dass sie — die Gläubiger — noch mehr als alle andern Leute an der Erhaltung und Verlängerung Ihrer Erdentage interessiert sind, dass sie sich beunruhigen, wenn Sie krank sind, sei es auch nur ein Schnupfen und dass sie zittern, wenn Sie eine Lungenentzündung bekommen.

Wenn Ihnen vielleicht der Einfall kommen sollte, diese Leute zu bezahlen oder ihnen auch nur eine Akontozahlung in barem Gelde zu geben, dann würden Sie dieses Interesse ganz und gar vernichten. Und zwar würde ihre zarte Besorgtheit um Sie sich sofort in eine tiefe Gleichgültigkeit verwandeln. Wenn es Ihnen zustossen sollte, in irgendeinem Augenblick einen Wechsel, einen Schuldschein, irgendein Dokument, das Ihre Verpflich-

tungen regelt, aus der Hand zu geben, so wird es Ihnen sicher passieren, dass diese Leute dann, wenn sie einen Ihrer intimen Freunde treffen oder irgendwo sind, wo man von Ihnen spricht, nicht einmal mehr nach Ihnen fragen. Das Geld, das Sie ihnen geben könnten, würde in Wirklichkeit nichts anderes bewirken: als dass die bisher ängstlich Besorgten kalte und gleichgültige Individuen werden. Alles, was Sie ihnen in einem solchen Fall geben können, ist: ihnen ganz einfach und simpel irgend etwas zu versprechen. Aber ohne einen bestimmten Termin festzusetzen. Auf diese Weise werden bei ihnen — immer den Gläubigern — jene herzlichen und zärtlichen Gefühle erhalten, die den Reiz des Liebens ausmachen, und dazu noch der Kredit, den man haben kann, erhöht.

Es gibt eine unbestreitbare Wahrheit, die mein Onkel in seinen „Verstreuten Schriften und Gedanken" niedergelegt hat, und die ich Ihnen mitteilen muss.

Nämlich: es ist immer noch besser, ohne einen Heller in der Tasche zu sein als ohne Kredit. Leider gibt es ein stark eingewurzeltes Vorurteil, demnach man früher oder später schliesslich doch seine Schulden zahlen muss. Und das ist es, was die *konsumierenden* Individuen zugrunde richtet. Denn vom Augenblick an, wo Sie zahlen, haben Sie auch keinen Kredit mehr. Fangen Sie also damit an, niemanden zu zahlen, und enden Sie auf die gleiche

Art, dann werden Sie sagen können, dass es Ihnen gut ergangen ist. Wenn Sie mit zwanzig Jahren einen Kredit von zwanzigtausend Franken haben und diese Methode immer genau befolgen, dann werden Sie sicher hunderttausend Franken Kredit besitzen, bevor Sie noch vierzig sind.

Wie immer es aber auch damit ist, man kann Schulden zahlen oder tilgen auf acht verschiedene Arten.

Nämlich:

Erstens: Durch Barbezahlung. Das ist ohne Zweifel die einfachste Art, sie aus der Welt zu schaffen; allein wenn man diese Methode befolgen wollte, dann wäre das Werk meines Onkels wahrlich unnütz.

Zweitens: Indem man eine oder mehrere Schulden in eine oder mehrere *andere* verwandelt. Diese Art von Tilgung, die für den nachdenklichen Schuldner viele Vorzüge hat, wird auch *Schiebung* genannt.

Drittens: Durch den freiwilligen Aufschub, den Ihnen der Gläubiger gewährt. Ich möchte nur anmerken, dass es doch fast niemals ein *freiwilliger* ist.

Viertens: Durch die Konfusion, die entsteht, indem die Eigenschaften des Gläubigers und des Schuldners sich in einer Person ein wenig vermengen.

Die Zeit und die Geduld sind die einzigen Mittel, diese Art von Schulden zu bezahlen.

Fünftens: Durch eine rechtsgültige Schuldverschreibung. Hier ist dieselbe Beobachtung anzumerken, wie bei der ersten Art.

Sechstens: Durch die sogenannte „Zustellungsunmöglichkeit“ oder durch die Verjährung. Diese Methode ist so ausgezeichnet, dass ich später noch einige Bemerkungen darüber mitteilen werde[1]).

Siebentens: Durch die gerichtliche Ungültigkeitserklärung der Schuld. Das ist ein sehr übles Mittel, das man niemals auch nur versuchen darf. Man muss ja immer voraussetzen, dass man seinen

1) Zustellungsunmöglichkeit in unserem Sinne bedeutet, dass ein Schuldner nicht auffindbar ist, oder dass es unmöglich ist, ihm ein Schriftstück seines Gläubigers zu übergeben. Die Verjährung ist jenes Mittel, das Eigentumsrecht einer Sache zu erwerben, das darin besteht, dass man sie durch eine Reihe von Jahren, die das Gesetz bestimmt, ununterbrochen besitzt. (Dictionnaire de l'Académie.)

Ein Beispiel: Der Besitzer Ihres Hauses vergisst etwa drei Quartale hindurch den Mietzins, den Sie ihm schulden, einzufordern, oder vielmehr Sie vergessen, diese Verpflichtung ihm gegenüber zu erfüllen. Hat dann einmal das vierte Quartal angefangen, so hat er nichts mehr von Ihnen zu fordern. So sagt es das Gesetz. Denn Sie zahlen ihm gleichsam mit der Verjährung, das heisst, ohne dass es Sie auch nur einen Sou kostet. In den möblierten Hotels tritt die Verjährung nach sechs Monaten ein. Das heisst: wenn der siebente begonnen hat, so haben Sie Recht auf eine Quittung; oft bekommen Sie auch noch die Kündigung dazu, und das ist dann ein doppelter Vorteil.

Prozess auch nicht gewinnen kann, und dass man dann in die Hände des Gerichts gerät, das Ihre Gläubigerin wird. Mit dem können Sie nicht mehr umspringen, wie *Sie* wollen, sondern es springt mit *Ihnen* um, wie es will, wenigstens ungefähr; es sei denn, die Dinge geschehen im fernen Normannenland.

Achtens und endlich: Durch den Tod des Schuldners, immerhin nachdem anerkannt und erklärt worden ist, dass er zahlungsunfähig ist, oder auch durch den des Gläubigers, wenn er nichts Geschriebenes von Ihnen hat.

Es ist zu bemerken, dass sieben Achtel der Schulden, die überhaupt gemacht werden, auf diese Weise erlöschen, und das hat den natürlichen Grund, dass der Schuldner sowie der Gläubiger nach einer gewissen Zeit, die eben verstreichen muss, jeder der Reihe nach auch „erlöscht". Da hängt nun allerdings sehr viel vom Alter des Einen, von der Geduld des Andern ab.

Ich habe eben gesagt, dass die Verjährung eines der gesetzlichen und der wirksamsten Mittel ist, um die Gläubiger zu bezahlen, sich von ihnen zu befreien, ohne ihnen auch nur einen Sou zu geben. Diese Behauptung ist leicht zu beweisen durch den Artikel 2271 des Code civile, III. Buch, Kapitel 20, und diese Art der Bezahlung ist auch die einzige, die Sie Ihren Gläubigern anbieten können, und mit der die sich dann wohl oder übel begnügen müssen.

Also, — Sie wollen wohnen, essen, sich bilden und noch dazu als Folge einer ausgesprochen menschenfreundlichen Regung, Künstlern und Schriftstellern, die zurzeit keine Beschäftigung haben, zu tun geben, das alles, ich wiederhole es, ohne auch nur einen Sou zu zahlen. Nun gut, machen Sie sich darum weiter keine Sorgen. Der Hausbesitzer, der Restaurateur, der Lehrer, der Maler, der Poet, sie haben sich alle nach einer gewissen Zeit schon selbst bezahlt — durch eben das Gesetz über die Verjährung — wenn sie nämlich sechs Monate gewartet haben. Sie können also Ihre Wohnung im Hotel Meurice aufschlagen, jeden Tag im Palais Royal, bei Chatelin, dejeunieren, dinieren, englisch oder deutsch lernen, ihr Portät von Millet oder Madame Salvator-Callaut machen lassen, Ihrer Geliebten Verse durch die Vermittlung eines unserer ersten Versefabrikanten schicken, wenn Sie selbst nicht imstande sind, Verse zu machen, alles das um den Preis von zwei Franken, den die fünf Gesetzbücher kosten, die Sie dem Buchhändler auf die gleiche Art abkaufen und bezahlen werden, um sie studieren und sich in die Wissenschaft des einen sublimen Artikels 2271 in Ruhe versenken zu können, der für sich allein eine Goldmine ist, ja wahrhaftig eine Quelle des Glücks.

Ich habe zu Anfang dieses Kapitels gesagt, dass man sich wohl hüten muss, jemals einem seiner Gläubiger auch nur die geringste Akontozahlung zu

leisten, weil man sonst Gefahr läuft, seinen Kredit zu verlieren. Mein Onkel beweist diese Behauptung auf so siegreiche Weise, dass ich mich verpflichtet fühle, um ein möglichst starkes Beispiel wirken zu lassen, ihm selbst das Wort zu geben:

„Bei meiner Rückkehr aus den Bädern von Plombière," schrieb er mir, „habe ich während eines ganzen Jahres bei einem braven Restaurateur des Faubourg Saint-Germain gegessen, der zufrieden war, wenn er alle meine Mahlzeiten aufschreiben durfte. Nach mehr als dreihundertfünfundsechzig Tagen solcher Zähigkeit war ich sein Schuldner für eine Summe von mehr als vierzehnhundert Franken, und da erkrankte ich plötzlich. Wie gross war aber meine Rührung, als ich erlebte, dass am nächsten Tage frühmorgens mein ehrenwerter Restaurateur in mein Zimmer trat und in seiner Begleitung sein Arzt war, den man in der ganzen Stadt wegen der wunderbaren Kuren, die er ohne Schröpfköpfe und ohne Lavements schon bisher vollzogen hatte, kannte. Mein Amphytrion schüttelte mir herzlich die Hand. Eine zarte Unruhe malt sich in seinen Zügen. Ich lasse mir den Puls zählen. Er verlangt von seinem Arzt Aufschluss darüber, ob meine Krankheit vielleicht ernst sei; der gibt eine negative Antwort, es braucht trotzdem einer heftigen Mühe, um ihn nur etwas zu beruhigen. Um dem Restaurateur, soweit ich es konnte und immer nach der Methode, deren erste Prin-

zipien ich ihm eben in den Kopf einhämmern wollte, doch auch eine Gegenleistung zu bieten, erklärte ich mich schliesslich bereit, die Zunge zu zeigen, die nicht übel aussah und dadurch bewies, dass mein Magen gesund war. Da der Doktor erklärte, dass Mangel an Nahrung meine Schwäche nur verstärken würde, dass ich im Gegenteil es notwendig hätte, stärkende Nahrung zu bekommen, musste ich mit grösster Dankbarkeit es miterleben, dass man mir am Abend desselben Tages — der Spender war mein anteilnehmender Restaurateur — eine Bouillon brachte oder vielmehr eine Quintessenz von Fleischsaft. Und die acht Tage hindurch, die meine Krankheit dauerte, schickte er mir alle Morgen die besten Produkte seiner Kochtöpfe. Wenigstens waren sie das, wenn ich nach den goldenen Augen schliessen darf, die auf der Oberfläche der Suppen immer schwammen. Er begleitete die Bouillon mit ein paar panierten Koteletts, die eines wählerischen Gaumens und einer herzhaften Flasche Bordeaux nicht unwürdig waren. Diese Behandlung und Diät brachte mich bald wiederum auf die Beine. Meine Dankbarkeit führte mich auch sofort wieder in das Restaurant meines zweiten Nährvaters, der entzückt war, mich an meinem Stammtische sitzen zu sehen. Da, und in seiner Anwesenheit, machte ich die ersten Versuche, wie weit es mit meinen Kräften sei, und zwar an einem Rehfilet *sauté au vin de Madère*, und ich erwies sie dann

ganz an der Hälfte eines *Poulet à la Marengo;* eine Flasche Mercuraz, die ich zwischen Chester und Mokka trank, gab mir Mut, und mein Sieg war vollendet, ich krönte ihn, als ich ein Glas Marasquino trank.

Wenn Du nur die Genugtuung gesehen hättest, mit der dieser wahrhafte Freund die wiederholten Bewegungen meines Handgelenks und meiner Ellenbogen (beim Essen und Trinken nämlich) bewunderte, wie er die Elastizität meiner Kiefer, meines Gaumens, kurz, meinen guten Appetit, dies einzige Pfand für seine Ansprüche, bewunderte! ... Von diesem Augenblick an war mein Kredit ohne Grenzen, und die „produzierende Kraft" — mein Gläubiger nämlich — im Himmel ... Unmöglich, glücklicher zu sein als er ..."

Dies Fragment eines Briefes meines Onkels besagt zur Genüge, welche Folgen eine ununterbrochene Serie von Schulden hat. Die leiseste Andeutung einer Akontozahlung hätte alles ruiniert. Aber wenn man ein berühmteres Beispiel für den bösen Erfolg der Rückzahlung zitieren sollte, so würde ich hier erinnern an das Projekt eines Gesetzes, das die Deputiertenkammer einmal angenommen hat und das die Kammer der Pairs in ihrer grossen Weisheit, von der sie schon so viele Proben gegeben hat, unter dem Beifall von ganz Frankreich zurückwies. Dort wusste man sehr wohl, wie sehr die Rückzahlungen, von welcher Art sie auch seien,

verderblich wirken. Einem Gläubiger sein Geld zurückzahlen, das heisst: aus ihm eine leblose Statue machen, das heisst: alle seine Aktivität paralysieren, das heisst: den Handel töten.



Dritte Lektion

Über die Gläubiger

Verschiedene Arten von Gläubigern. — Sie sehen nicht alle gleich aus. — Wer hat das Recht, sich ein Gläubiger zu nennen? Auf Grund welcher Rechte? — Handlungen, die Gläubigern erlaubt sind. — Was ihnen verboten ist. — Verschiedene Gebräuche. — Das klassische Land der Gläubiger.

Unter den Gläubigern, die man haben kann, gibt es immer einige zartfühlende und edle Leute, die zum Schluss sich dem Schuldner attachieren, nämlich jenem Schuldner, der ihnen nie etwas gezahlt hat. Man hat es allmählich miterlebt, dass aus dem Gläubiger ein intimer Freund geworden ist, dass er sich über Unannehmlichkeiten und Sorgen, in die man gerät, aufregt und Tränen der Rührung vergiesst bei den Zeichen der Dankbarkeit, die man ihm erweist. Das ist eine Art von ganz exzellenten Menschen. Haben sie Sie einmal gern gewonnen, so gibt es kein Mittel mehr, ihnen zu entgehen. Da ist einfach eine Änderung in ihrer moralischen Konstitution geschehen: diese Art von Gläubigern, die übrigens ziemlich selten ist, hat die Gewohnheit angenommen, Sie einzuladen oder Ihnen Besuche zu machen, und zwar so sehr, dass ihnen etwas zu ihrem Glücksgefühl fehlen würde, wenn vierundzwanzig Stunden vergingen, ohne dass sie mit Ihnen gesprochen hätten. Ihr Antlitz scheint ihnen eine

Lebensnotwendigkeit zu sein. Aber vertrauen Sie nicht darauf: *alle* sind nicht so. Ich für meinen Teil habe eine hübsche Menge kennen gelernt, die nicht so hohe philanthropische Ansichten besassen.

Erfahren Sie also überhaupt vor allem, was das überhaupt genau ausgedrückt ist: ein *Gläubiger!* Und lernen Sie als naturwissenschaftlich gebildeter Mensch die Klassen, Arten und Gattungen der Gläubiger unterscheiden.

Man nennt Gläubiger das Individuum, dem irgendeine Sache von einem andern geschuldet wird, wie zum Beispiel eine Summe Geld, eine Rente, Waren, überhaupt jegliche Art von Lieferung, und zwar auf Grund eines Rechtes, irgendeines Anspruches, welcher Art er auch immer sei. Immerhin, um sich wirklich und mit Recht Gläubiger eines Menschen nennen zu dürfen, is es notwendig, dass Jener, von dem man behauptet, dass er der Schuldner ist, sich auch wirklich dem Andern verpflichtet hat, und zwar auf natürliche Weise.

Man wird Gläubiger auf Grund eines Kontraktes, Wechsels, Schuldscheins, Urteils, eines Vergehens usw. usw. . . . Creditorium appelatione (sagt das Gesetz pag. 11 ff. *de Vers. oblig.*) non hi tantum accipientur qui pecuniam crediderunt, sedamus quibus ex qualibet causa debetur.

Alle Gläubiger sind Handschriftensammler [1]), die

1) Manchmal auch Hypothekensammler.

einen wie die andern ganz gewöhnliche oder privilegierte.

Ein Gläubiger kann verschiedenerlei Ansprüche auf dieselbe Schuld geltend machen. Nämlich: einen persönlichen gegen den Verpflichteten oder dessen Erben. Eine Sachklage, wenn es sich um Grund und Boden handelt; eine Hypothekenklage, den Anspruch auf eine verpfändete Erbschaft usw.

Es ist dem Gläubiger gestattet, um zu seinem Geld zu kommen, alle diese Arten von Verfolgungen, zum Beispiel Pfändungen, Zahlungsaufträge u. a. zu kumulieren, vorausgesetzt, dass es sich um eine Summe von wenigstens hundert Franken handelt. Auch von der Leibespfändung kann er Gebrauch machen, wenn die Form seiner Forderung ihn dazu berechtigt[1]).

Aber es ist dem Gläubiger nicht erlaubt, auf Grund seiner eigenen Autorität und mit eigner Macht sich in den Besitz der beweglichen oder unbeweglichen Güter des Schuldners zu setzen. Er muss sie zuerst beschlagnahmen lassen, dann verkaufen, und zwar das alles durch die Gerichtsamkeit. Der Grund dafür ist, dass der Gläubiger ja nicht ein Recht auf die Sache selbst hat, die einem Schuldner gehört. Er hat auf diese Sache nicht das, was die Gelehrten *jus in re* nennen, sondern nur *jus ad rem*, das heisst, dass er nur die Macht hat,

1) Lesen Sie darüber in meiner Lektion, die ausschliesslich von der Leibespfändung handelt, nach!

seinen Schuldner oder auch dessen Rechtsnachfolger anzuhalten, ihn bar zu bezahlen oder ihm das in Frage stehende Objekt zurückzuerstatten.

Man kann den Gläubiger nicht zwingen, seine Schuld zu „zerhacken", das heisst, einen Teil dessen, was man ihm schuldet, anzunehmen oder auch irgend etwas anderes an Zahlungsstatt anzunehmen, in eine Übertragung der Schuld zu willigen oder seine Zahlung an einem anderen Orte zu empfangen als dort, wo sie geschehen muss.

Wenn mehrere Leute zusammen irgend etwas herleihen, so ist nicht jeder Einzelne von ihnen als Gläubiger anzusehen, es sei denn für seinen persönlichen Anteil, ausser es ist ausdrücklich stipuliert, dass alle solidarisch als Gläubiger anzusehen sind, dass jeder von ihnen allein, auch im Namen aller Andern, die gesamte geschuldete Summe fordern darf.

Die Eigenschaft als Gläubiger gibt einen Rechtsgrund für die Ablehnung eines Zeugen; sie wäre auch ein Mittel, um einen Schiedsrichter oder einen Richter zurückzuweisen.

Ich habe noch einige Gebräuche sonderbarer Art anzumerken, die früher in bezug auf Gläubiger in Anwendung standen.

In Bourges durfte ein Gläubiger in eigener Person die gesamten Gerätschaften seines Schuldners an sich nehmen und sie als Pfand zurückhalten,

vorausgesetzt, dass der *Prévot* oder der *Voyer* es ihnen gestattete[1]).

Alle Bürger von Chartres genossen dieselben Privilegien.

In Orleans brauchte der Gläubiger, wenn er die Eintreibung seiner Schuld besorgte, keine Gerichtskosten zahlen, indem er sich als „Fremder“ betrachten durfte.

In der Normandie war es ganz umgekehrt. Aber es war doch gewissermassen dort schwerer, seine Schulden durch das Gericht hereinzubekommen als vom Schuldner selbst. Man weiss ja überdies, dass in allen Zeiten die Normandie als das Geburtsland, das klassische Land der Schuldner und der Gläubiger betrachtet worden ist.

1) Der *Prévot* war seinerzeit ein königlicher Richter, der die Unterschiede zwischen den privilegierten Bewohnern und denen, die es nicht waren, kannte und darüber entschied, ob sie vor das Parlament gerufen werden sollten oder nicht.

Die *Voyers* waren Offiziere, vorgesetzt der „police des chemises“, auf dem Lande und in der Stadt, und dieses Amt existiert noch unter demselben Titel, aber sie haben ganz besonders bestimmte Befugnisse.

Vierte Lektion

Über die Schuldner

Der Alexander der Schuldner. — Was ist ein Schuldner? — Rechte und Vorrechte, die den Schuldnern eingeräumt sind. — Jüdische, indische, orientalische und französische Gebräuche. — Verschiedene Gesetze, die auf die Schuldner Bezug nehmen. — Anerkannte Gebräuche.

Mein Onkel war sehr liiert mit einem berühmten Schuldner, den wir alle kennen, und der viele Millionen Schulden gehabt hat. Das ist einer von jenen vergnügten Burschen, von denen kein Gläubiger je prahlerisch sagen kann, dass er auch nur einen Sou aus ihm herausgepresst hat. Er aber für seinen Teil wälzt sich nur so auf Gold und Silber, er hat für die verschiedensten Regierungen Europas Lieferungen gemacht, Monarchen, die kein Geld haben, Kapitalien vorgeschossen; man vergesse nämlich nicht, dass die Gattung der ehrenwerten Menschen ohne Geld unendlich gross ist; in der letzten Zeit hatte er zum Beispiel in einem einzigen Feldzug bis zu zwölfhundert Franken in der Stunde verdient. Es ist ein rechtes Unglück für ihn, dass dieser Stand der Dinge nur drei Monate gedauert hat.

Dieses Individuum ist dahin gekommen, sich von allen Gesetzen und Verordnungen, die das geschäftliche Leben beherrschen, so freizumachen, dass er sowohl in seiner Person als in seinem Geldbesitz unerreichbar ist.

In seinem Dienste stehen Puppen und Strohmänner — und er hat seine Frau nur aus dem Grund genommen, um noch einen Namen zu seiner Verfügung zu haben. Muss man einnehmen, einstecken, Geld erraffen, ja sogar zu Lieferungszwecken anbieten, ja, dann findet ihn das Gouvernement immer da, Fleisch und Knochen. Gilt's aber zu zahlen, dann ist er nur Schall und Rauch oder eine Schimäre von der Art jener, der eine Zahl von Romantikern nachjagen. Allerdings haben diese Romantiker mit dem Typus des Schuldners nichts zu tun.

Immerhin, auch er musste schliesslich jenes nützliche Etablissement besuchen, das ich auf eine so ehrenbringende Weise in der zehnten — man sehe nur da nach! — Lektion dieses Buches erwähnt habe. Man hat jedoch erklärt, dass es nur der Form wegen geschehen ist, und weil er persönlich Kenntnis von den Örtlichkeiten nehmen wollte.

Unglücklicherweise existieren nur sehr wenige Schuldner von dieser Art, und alle die unglücklichen Geldausgeber, für die ich schreibe, sind weit davon entfernt, die Anlagen zu haben, auf die gleiche Art vorgehen zu können.

Darum muss ich hier auseinandersetzen, was ein Schuldner ist, und welches die Fälle sind, wo man als Schuldner angesehen werden kann.

Man nennt Schuldner denjenigen, der irgend etwas einem anderen schuldet.

Der Schuldner wird in den römischen Gesetzen

debitor oder reus debendi, reus promittendi genannt, gelegentlich auch reus ganz einfach. Man muss aber darauf achten, dass dieses Wort reus, wenn es sich irgendwo allein findet, gelegentlich auch den Schuldigen oder den Angeklagten bedeutet, das heisst auch den Schuldner und den Gläubiger.

Die Heilige Schrift verbietet dem Gläubiger, seinen Schuldner zu quälen und ihn zu drücken, sei es durch Wucher, sei es durch „böse Worte".

Diese Vorschrift ist aber bei allen Nationen, den modernen ebenso wie den antiken, immer nur recht mangelhaft angewendet worden. Bei den Juden zum Beispiel konnte der Gläubiger, wenn ihm nicht gezahlt wurde, seinen Schuldner einsperren lassen, ja sogar seine Frau und seine Kinder verkaufen. Der Schuldner wurde in diesem Falle der Sklave des Gläubigers.

In der Türkei waren die Dinge noch ärger. Ein muselmännischer Gläubiger hatte das Recht, seinen Schuldner, war der auch ebenso Muselmann wie er, pfählen zu lassen, wenn einmal der Fälligkeitstermin verstrichen war. War aber der Schuldner gar Grieche oder Jude, Christ, römischer Katholik, so konnte er ihn mit noch viel mehr Recht, ja dazu „ohne Seife", pfählen lassen; allerdings nachdem er die gebührende Erklärung vor dem Gesetz, den Behörden gemacht hatte[1]).

1) Vergleiche die Geschichte des ottomanischen Kaiserreichs.

Das Zwölftafel-Gesetz war noch viel strenger; denn es gestattete, den Schulder in Stücke zu reissen und die einzelnen Stücke unter den Gläubigern als eine Art von Rückzahlung zu verteilen, so wie man eben Mark für Franken gibt. Aber wenn es nur einen einzigen Gläubiger gab, durfte er seinem Schuldner das Leben nicht nehmen. Er hatte nur die Macht, ihn meistbietend auf dem öffentlichen Markte versteigern zu lassen.

In Indien waren die Gläubiger nicht so schlecht erzogen. Sie begnügten sich, mit der Frau oder einer der Töchter (nach freier Wahl) ihres Schuldners zu schlafen, aber man durfte das nur ein einziges Mal tun[1]).

Ein Einfall von dieser Art kam allerdings einem verliebten Gläubiger oft teuer zu stehen. Von diesem Gebrauche haben wir vermutlich das Sprichwort bekommen: „Man nimmt, was man kriegt."

Die Macht, seinen Schuldner für „zahlungsunfähig" zu erklären und ihn in Sklaverei in seinem Hause zurückzuhalten, wurde den Gläubigern durch den Tribun Pelius genommen, der anordnete, dass der Schuldner nicht mehr als Sklave seinem Gläubiger zugesprochen werden dürfe. Dieses Gesetz wurde siebenhundert Jahre später unter Diocletian erneuert und erweitert; er schaffte diese Art von

1) Histoire civile et commerciale des Indes. Vom Übersetzer der „Young'schen Reisen".

zeitweiliger Sklaverei, die man nexus nannte, vollständig ab. Davon ist die Rede in dem Gesetz, ob oes alienum codice de obligat. Vom Jahre 428 an hatten die Gläubiger in Rom nur noch die Macht, ihre Schuldner zeitweise im öffentlichen Gefängnis zurückzuhalten, bis sie zahlten.

Alles das stützt die Auffassung meines ehrenwerten Onkels, der behauptete, dass die Gläubiger ebenso alt seien wie die Welt selbst, dass vom Augenblick, wo es zwei Menschen auf der Erde gegeben habe, der eine naturgemäss der Gläubiger des andern werden musste.

Julius Cäsar, von Mitleid für die unglücklichen Schuldner ergriffen, gestattete ihnen die Rechtswohltat der „Zession“, dass sie nämlich, um sich der Haft zu entziehen, das Recht haben sollten, ihr Gut dem Gläubiger zu überlassen, so dass sie nicht alle Hoffnung verlieren mussten, in der Zukunft sich wieder ein neues Leben aufzubauen.

So war dann die Todesstrafe und die Sklaverei abgeschafft, und es blieb gegen die Schuldner nichts übrig, als die Leibeshaft. Gott aber weiss, dass von jener Zeit an bis auf den heutigen Tag die Gläubiger reichlich Gebrauch von dem Gesetze Julius Cäsars gemacht haben, und dass dieses Gesetz noch heute stärker in Kraft zu sein scheint als jemals. Und so ist es ja, dass die guten Einrichtungen zwar prompt verschwinden, die bösen aber immer wieder zu neuem Leben aufwachen.

Immerhin, bei den Galliern gaben sich jene Leute, die ihre Schulden nicht zahlen konnten, in Sklaverei, und das ist es, was man bei den Römern *addicti homines* nannte. Aber in Rom konnte der Schuldner, der ausserstande war zu zahlen, leicht einen Aufschub von zwei Jahren, ja sogar bis zu fünf Jahren, erhalten; in Frankreich aber konnten nach der Verordnung vom Jahre 1669 nicht einmal die unabhängigen Richter Aufschub oder Frist gewähren, es sei denn auf Grund eines Erlasses des Grossschatzmeisters selbst, was man dann *lettres de répit* nannte. Übrigens kam es auch in Rom dazu, dass Gläubiger und Schuldner sich in einer Person vereinigten, so dass eine Konfusion entstand, und die führte von selbst zu einer Amortisation der Schuld, was wiederum mein seliger Onkel so gut mit dem Ausdruck *Schiebung* bezeichnet hat.

Schliesslich findet man in der Histoire générale des voyages eine ganze Menge sonderbarer Gebräuche über die Art aufgezeichnet, wie man die Schuldner in verschiedenen Ländern behandelt. Man berichtet, dass in Korea der Gläubiger das Recht hat, dem Schuldner, der zum Fälligkeitstermin nicht gezahlt hat, jeden Tag fünfzehn Stockhiebe auf die Beine zu geben, und dass die Verwandten gehalten sind, die Schulden der ihnen Nahen zu zahlen. In Frankreich liegen die Dinge ganz umgekehrt, denn es ist kein seltener Vorgang, dass die Gläubiger Stockschläge von den Schuld-

nern bekommen, und dass die Anverwandten die Schulden Jener, die ihnen nahe stehen, verleugnen und konsequenterweise nicht zahlen.

Fünfte Lektion

Notwendige Eigenschaften

nämlich für den Geldausgebenden, wer immer er auch sei, wenn er kein Geld besitzt, damit er die von meinem Onkel gelehrten Vorschriften mit Nutzen anwenden und auf *diese* Weise seine Gläubiger befriedigen kann.

Physische und moralische Eigenschaften. — Ihre Zahl und ihre Art. — Von der Gesundheit und vom Aplomb. — Reflexionen. — Beispiele, die leicht praktisch angewendet werden können.

Ein geldausgebender Mensch, der kein Geld hat, dafür aber Schulden und Gefühle, und der noch überdies das heftige Bedürfnis empfindet, seine Gläubiger zu befriedigen, muss vor allem von der Natur mit reichen Gaben bedacht sein, da er ja vom Schicksal nicht mit Gütern bedacht worden ist.

Bevor er überhaupt irgend etwas anfängt, wird er sich einer genauen Prüfung seiner eigenen Persönlichkeit in allen ihren Einzelheiten zu unterwerfen haben. Diese Prüfung soll vor allem zwei prinzipielle Punkte klarstellen, nämlich:

Erstens: Die vollkommene Kenntnis seiner eigenen physischen Eigenschaften.

Zweitens: Das gleiche in bezug aufs Moralische.

Diese ungeheuer wichtige Prüfung wird von seiner Seite die strengste Unparteilichkeit erfordern; wenn er nämlich nicht genau acht gibt, könnte die geringste Nachsicht, die er gegen sich selbst übt, zu ganz fürchterlichen Konsequenzen führen, oder was noch ärger ist, ihn selbst auf den Weg zum Schuldgefängnis von Sainte-Pélagie, wo er dann in Ruhe und Musse seine erste nicht genügende

Prüfung wiederholen mag. Ich warne ihn also, er sei nicht zu gütig gegen sich selbst, wenn er sich diese unerlässlichen Diplome ausstellt.

Ich fühle mich also verpflichtet, ihm, was die physischen Eigenschaften betrifft, achtzehn zu nennen und anzumerken, dass er gar nicht grosses Gewicht genug auf sie legen kann. Und was die moralischen Eigenschaften betrifft, zwar nur acht, aber die kann er gar nicht genügend perfektionieren, wenn sie schon einmal nicht in genügend hohem Masse von Natur aus in ihm vorhanden sind.

Die physischen Qualitäten sind die folgenden:

Man merke:

Erstens : Eine eiserne Gesundheit. (Das ist eine der wichtigsten. Ich werde darüber später noch ein paar Worte sagen.)

Zweitens : Ein Alter von fünfundzwanzig bis höchstens vierzig Jahren. (Mittelmass sechsunddreissig Jahre.)

Drittens : Figur: fünf Fuss, sechs bis sieben Zoll.

Viertens : Regelmässiger Kopf.

Fünftens : Lebendige und scharfe Augen (schwarz oder blau).

Sechstens : Eine feine Nase.

Siebentens: Ein grosser Mund, geziert mit zweiunddreissig Zähnen (immer gut in Ordnung gehalten, wohlgemerkt).

Achtens : Kurz geschnittene Haare (schwarz,

braun oder blond, aber wenn es irgend geht: schwarz).

Neuntens : Dichter Schnurrbart.

Zehntens : Schultern von achtzehn Zoll Durchmesser.

Elftens : Solide Hüften.

Zwölftens : Lange und kräftige Arme.

Dreizehntens : Eine feste Hand, die gut zugreifen kann. (Die Nägel immer kurz geschnitten.)

Vierzehntens : Kraftstrotzende Schenkel.

Fünfzehntens : Kniekehlen wie die eines Hirsches.

Sechzehntens : Waden von vierzehn Zoll Umfang.

Siebzehntens : Leichte Füsse.

Achtzehntens, schliesslich und endlich: die Kraft des Herkules.

Ich habe soeben gesagt, dass die Gesundheit eine der notwendigsten physischen Eigenschaften ist. Und das ist auch die Wahrheit. Denn wenn Sie imstande sind, ein Alter von siebzig oder achtzig Jahren zu erreichen, oder das non plus ultra von neunzig Jahren, so kann man fünfundvierzig gegen eins, was ein gutes Minimum ist, wetten, dass sie vierundvierzig von ihren fünfundvierzig Gläubigern begraben werden. Nun habe ich als erwiesen angenommen, dass der Tod des Gläubigers das natürlichste Mittel seine Schulden zu tilgen ,ist, und ich folge in dieser Annahme meinem Onkel. Sicher ist eines: wenn eine Schuld auf diese Art beglichen ist, kann der Gläubiger Ihnen nicht mehr böse

sein; denn ebenso wie Gott den Tod eines Sünders nicht will, so will auch der Schuldner den Tod des Gläubigers nicht. Wohlgemerkt, auch hier gilt wieder der Grundsatz: Je weniger Gläubiger man hat, desto weniger Hilfsmittel stehen einem zu Gebote.

Das sind nun, hoffe ich, gute und solide Eigenschaften, die ich da genannt habe, und zwar möchte ich sie die *privilegierten* Eigenschaften nennen; privilegiert, weil sie ebenso leicht erworben werden können, nämlich durch Übung und durch eine richtig erwogene Diät, wie man sich ihrer wieder entledigen kann. Ich warne also den Finanzminister, eine eigene Steuer auf diese Eigenschaften zu legen. In einem einzigen Worte gesagt: diese Vorzüge sind *wirklicher* Besitz eines Menschen. Und zwar ein Besitz, den man nicht beschlagnahmen kann; niemand, also auch kein Gläubiger. Die Natur allein kann das Einkommen, das sich aus ihnen ergibt, beschränken.

Was nun die moralischen Qualitäten betrifft, so kann man sie fast in dieselbe Kategorie einrangieren. Ich erkläre acht für unumgänglich notwendig. Diese acht lassen sich folgendermassen klassifizieren:

Erstens : Aplomb. (Das ist die wichtigste von allen, ich werde es später beweisen).

Zweitens: Eine nie aussetzende Geistesgegenwart.

Drittens : Das Gedächtnis eines *Gläubigers.*

Viertens: Die Kaltblütigkeit unserer alten Grenadiere.

Fünftens : Mut, der jeder Probe gewachsen ist (was ungefähr dasselbe bedeutet bis auf gewisse Nuancen, wie das sub vier Genannte.)

Sechstens : Die Geduld eines Krankenwärters.

Siebentens: Geschicklichkeit ohnegleichen in allen Spielen, allen sportlichen Übungen. Eine im höchsten Grade wichtige Eigenschaft, zu deren Besitz und Erwerb es gut ist, Lektionen bei grossen Meistern zu nehmen, um dann selber wieder in der Lage zu sein, solche zu geben, wenn der Notfall eintritt.

Achtens : Ein Bärenhunger. (Diese letzte moralische Eigenschaft ist erst seit sehr kurzer Zeit als eine „*moralische*“ anerkannt worden. Schliesslich aber lassen die Autoritäten durch Tag für Tag neu erbrachte Beweise keinen Zweifel mehr darüber, dass er wirklich eine moralische Eigenschaft ist, besonders seit eine von ihnen klar wie das Tageslicht erwiesen hat, dass „*die grossen Gedanken aus dem Magen kommen*“.)

Ich habe eben gesagt, dass der Aplomb unter den moralischen Qualitäten die wichtigste ist. Er ist schon mehr wie *eine* Eigenschaft, zehn, zwanzig, hundert, tausend, ja mehr; er ist sogar eine Tugend. Mit Aplomb allein kann man leicht die sechs andern aufgezählten Eigenschaften ersetzen. — Denn, weiss Gott, was ist denn Geistesgegenwart? Aplomb

der Gedanken. Was ist Gedächtnis? Aplomb der Erinnerungen. Was ist Kaltblütigkeit? Aplomb der Gefahr gegenüber. Was ist Mut? Aplomb beim Handeln. Was ist Geduld? Aplomb in den Gelüsten. Was ist Geschicklichkeit? Wiederum eine Abart Aplomb, nämlich der Gebärden und Bewegungen. Nur die achte moralische Eigenschaft lässt sich nicht durch Aplomb ersetzen, nämlich der Hunger. In der Tat: Mit leerem Magen kann man nichts von allen grossen Dingen der Welt unternehmen oder gar vollbringen.

Der Aplomb besteht vor allem darin, alles, was einem Vernunftgrund oder einer Frage ähnlich sieht, *ohne* Antwort zu lassen. Das Offensichtliche leugnen, das Unmögliche bekräftigen, kurz, auf alle Tatsachen und auf alles, was den Charakter eines Beweises hat, ein robustes und lakonisches Dementi erteilen. „*Nein*", „*Doch*", „*Es ist so*", „*Es ist nicht so*", „*Es ist unmöglich*", „*Es ist möglich*", das ist das sehr kurze und doch genügende Wörterbuch der Sprache eines Mannes, der wirklich Aplomb hat.

Beispiele:

Ein Gläubiger Nummer eins kommt und will behaupten, dass Sie nicht einen Sou besitzen, um ihn zu bezahlen. Erschöpfen Sie Ihre Lunge nicht, indem Sie ihm das Gegenteil zu beweisen suchen. Sagen Sie ganz einfach: „Möglich . . ." Ihr Mann bleibt stumm stehen . . . Er ist zufrieden.

Ein Gläubiger Nummer zwei, dem Sie versprochen haben, eine Summe von so und so viel zurückzugeben, die er Ihnen geliehen hat, wagt es, Ihnen zu sagen, dass Sie Ihr Wort gebrochen haben. Fangen Sie nur ja nicht an, ihm zu erzählen, warum Sie gerade jetzt in Verlegenheit sind. Antworten Sie ganz kurz: „Kann sein . . .“ Er zögerte nicht mehr . . . Also ist er befriedigt.

Gläubiger Nummer drei (der Besitzer Ihres Hauses zum Beispiel) macht Ihnen einen Besuch, er benützt die Gelegenheit, um Ihnen die Mietsquittung vorzulegen. Sehen Sie ihn mit einer gewissen unbestimmten Art an und sagen Sie nur: „Unmöglich!“ Er beweist Ihnen das Gegenteil, seine Tabaksbüchse und den Kalender in der Hand. Ein Mann ohne Aplomb würde sich mit ihm über die Höhe der Miete oder über Fristen herumstreiten. Ein Mann, der Aplomb hat, sagt kurz und kühn: „Aber nein! . . .“ Wenn der Besitzer schlecht erzogen ist, wird er böse und droht, Ihnen die Möbel verkaufen zu lassen. Sie antworten ihm: „Ich glaube doch nicht, dass Sie das tun werden!“ . . . Er wird ärgerlich und nimmt ein Inventar auf; aber die Möbel sind nicht auf Ihren Namen eingetragen, er wird es erfahren, er wird wiederum ärgerlich, und dieses Mal haben Sie doppelt recht, wenn Sie ihm antworten: „Unmöglich . . .“ Er weiss nun nichts mehr zu sagen und geht fort. Aber die Frage, ob er in diesem Fall befriedigt ist oder nicht, ist noch

unentschieden. Das hängt ganz vom Temperament des Hausbesitzers ab.

Kurz und gut, mit Aplomb beherrschen Sie das Vertrauen, gelten Sie für einen tatkräftigen und klugen jungen Mann. Immerhin, Sie dürfen nicht glauben, dass diese Eigenschaft, so wundervoll sie auch ist, es verhindern könnte, dass Sie eines Tages die Wanderung nach dem Gefängnis von Sainte-Pélagie einschlagen. Denn wenn der Aplomb auch dem Schuldner gestattet ist, er ist dem Gläubiger nicht verboten. Ist Ihre Wohnung also in der Rue de la Clef, so entspricht es wiederum Ihrer Würde und Ihrer Lebenspolitik, dem Manne, der Ihnen das Gitterfenster und das wohlbewahrte Schlüsselloch Ihrer bescheidenen Zelle zeigt, nur zu antworten: „Ja, so was kann vorkommen! . . .“

Das sind also die achtzehn physischen und die acht moralischen Qualitäten, alles zusammen sechsundzwanzig Qualitäten, die unbedingt notwendig sind, um Ihre Gläubiger zu befriedigen, ohne ihnen einen Heller zu geben. Wenn Sie nicht alle diese sechsundzwanzig vollzählig und vollkommen besitzen, dann hätten Sie unrecht, das Finanzsystem, das hier auseinandergesetzt wird, zu befolgen. Sie werden dann besser daran tun, weder Schulden noch Gläubiger zu haben.

Sechste Lektion

Allgemeines

Eine unbestreitbare Weisheit. — Die Wahl des Stadtviertels, das man bewohnt. — Von der Wohnung überhaupt. — Von den Portiers. — Vom Hausbesitzer. — Vom Mobiliar. — Kenntnisse, die man in der Physik haben muss. — Über Domestiken. — Über eine Aufwärterin. — Zu befolgende Ratschläge.

Wer kein Geld hat, ist doch sicherlich gezwungen, auf Kredit zu leben. Wenn er keinen hat, soll er sich ihn schaffen. Wenn er ihn sich einmal geschafft hat, wird er viel mehr haben, als er braucht, um seine gewohnten Ausgaben zu decken.

Das ist nun eine Idee, die ohne Zweifel eine grosse Zahl von meinen Lesern erstaunen wird, die nämlich, die schon tief in Schulden stecken oder denen man seit langer Zeit viel schuldig ist. Aber es ist nicht meine Schuld, wenn Sie nichts von dem Amt der Geldverdienenden und der Geldausgebenden, der Schaffenden und der Verzehrenden verstehen.

Um mit Vollkommenheit das Ziel zu erreichen, das mein Onkel gesteckt hat, muss man nach seiner Lehre „Ordnung in seinen Angelegenheiten halten". Was ist denn dieses: „Ordnunghalten"? Das heisst, es verstehen, zu wohnen, sich zu nähren, sich zu kleiden, sich zu zerstreuen, mit einem Wort, seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, ohne pein-

liche Schulden zu haben, aber auch, ohne einen Sou auszugeben. Unter diesen Dingen gibt es nun mehr oder weniger wichtige, mehr oder weniger unumgänglich nötige. Wenn wir nach dem Rang der Notwendigkeit gehen, so müssen wir bei der ersten Sache beginnen, und das ist nun die *Wohnung*.

Die Wahl des Viertels der Residenz, das Sie als Ihr Domizil wählen, ist beileibe nicht eine Sache von geringer Wichtigkeit. Sie müssen so wählen, dass schon die Situation allein eine Distanz von mindestens zwei Meilen zwischen Sie und Ihre Gläubiger legt. Oder, weil ja ihre Gläubiger möglicherweise auf alle zwölf Arrondissements von Paris verstreut sein können, werden Sie gut daran tun, wenn möglich, extra muros zu wohnen, vielleicht jenseits des Stadtgrabens, und Sie werden dann wiederum eine Örtlichkeit wählen, die jenem Viertel nahe ist, wo Sie die wenigsten Gläubiger haben. Sie müssen nun Bekanntschaft mit dem Portier machen, dessen Aufgabe es ist, das Haus zu bewachen, das Sie bewohnen wollen, und zwar, *bevor* Sie die Wohnung gemietet haben. Nur wenige „Verzehrer“ können sich eine präzise Idee von der enormen Bedeutung machen, die die Portiers in ihrer Existenz haben. Sie können uns ja schaden und uns nützen, je nach ihrer Laune und nach dem Grade der Talente, die ihnen gegeben sind, und zwar auf acht verschiedene Arten. Nämlich:



Monnier

Erstens: Sagen, dass wir zu Hause sind, wenn wir es nicht sind.

Zweitens: Sagen, dass wir nicht zu Hause sind, wenn wir's sind, was manchmal noch schlimmer ist.

Drittens: Briefe oder Pakete, die man uns schickt, zurückweisen.

Viertens: Zahlungsbefehle oder andere Korrespondenzen derselben erfreulichen Art annehmen, wenn es besser wäre, sie nicht bekommen zu haben.

Fünftens: Unser ganzes Leben inspizieren und daraus Folgerungen ziehen.

Sechstens: Ein wichtiges Geschäft zum Scheitern bringen einzig und allein durch die Art, wie sie antworten, wenn man zu Ihnen kommt, und das Kapitel „Auskünfte" in Erscheinung tritt.

Siebentens: In der Früh nicht aufstehen wollen, um das Tor zu öffnen, wenn unsere Geschäfte oder der Zustand unserer Gesundheit uns zwingt, fünf Minuten vor Tagesanbruch frische Luft zu nehmen.

Achtens und schliesslich: uns abends nicht zu öffnen (wenn man ein wenig zu spät nach Hause kommt), trotzdem man schon zehnmal geklopft hat, und trotzdem er Sie ganz gut gehört hat; was dann eine Folge von unberechenbaren Unannehmlichkeiten mit sich bringen mag.

Wahrlich, prüfen wir nur nach, was für eine Menge von Widersinn sich ein Portier Tag um Tag zuschulden kommen lässt. Seien Sie immerzu in Gesellschaft ein lebendiges Modell des Apollon von

Belvedere, für die Portiers sind Sie ein neuer Äsop. Wenn der Name irgendeines anderen Hausbewohners ungefähr so endigt wie der Ihre, so schickt er ihm das Geld, das Sie sich ausgeliehen haben und das man bei ihm für Sie deponiert hat. Er schickt ihm den Liebesbrief, der Ihnen zugedacht ist, und der Nachbar geht an Ihrer Stelle zum Rendezvous. Kommt ein Gläubiger, so wird er sich wohl hüten, zu sagen, dass Sie eben ausgegangen sind. Ihre Geliebte hat eben einen Augenblick weglaufen können, um Sie zu besuchen, ja da gibt der Portier vor, dass Sie seit dem Abend vorher noch gar nicht nach Hause gekommen sind. Kurz, schon das einfache Nein statt eines Ja oder umgekehrt, und Sie sind ein verlorener Mensch.

Trachten Sie also dem Portier zu gefallen, noch bevor Sie dem Hausbesitzer Ihren ersten Besuch gemacht haben. Trachten Sie vor allem, aus ihm einen Freund zu machen und sich gut mit seiner Frau zu stellen, wenn er eine hat, die weder zu alt noch zu schmutzig, weder zu schwatzhaft noch zu neugierig ist, was alles, ich gestehe es, selten genug vorkommt.

Mein Onkel, der an alle Möglichkeiten gedacht hat, rät, wenn irgend möglich, eine Wohnung in einem Hause zu nehmen, in dem es gar keinen Portier gibt. Dieser Umstand bietet grosse Vorteile. Aber er hat auch seine Nachteile. Es ist nun Ihre Sache, mit grosser Aufmerksamkeit zu überlegen,

wie Ihre Position im Leben ist und zu sehen, welche von beiden Möglichkeiten Ihnen die grössere Menge von Vorteilen bieten kann.

Was nun die Wahl der Wohnung selbst betrifft, so ist das wieder eine um nichts weniger wesentliche Frage. Nehmen Sie nie eine andere Wohnung als über dem vierten Stock, das Entresol nicht gerechnet, und immer nach vorne; von dort aus können Sie, am Fenster stehend, Ihre Umgebung mit den Blicken beherrschen. Ein Gläubiger hat zum Beispiel den Entschluss gefasst, sich auf den Weg zu Ihrer Wohnung zu machen. Seine Erscheinung wird Ihnen auf die Distanz einer Viertelmeile sichtbar wie ein Punkt auf dem Horizont. Schon wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben, bald wird der Punkt grösser, je mehr er eben näher kommt, Sie haben ihn erkannt und noch haben Sie fünf Minuten, um zu entscheiden, auf welche Weise Sie sich zu ihm verhalten sollen. Ein gutes Fernglas, ein weiter Blick werden in diesem Falle ein Möbelstück von allerernstester Wichtigkeit, weil Sie dadurch Zeit gewinnen, zehn Minuten, die Sie zu anstrengendem und nützlichem Nachdenken verwenden können.

Mein Onkel gesteht ein, dass er nur ein einziges Mal in die Lage gekommen sei, in die Haft nach Sainte-Pélagie gebracht zu werden. (Auch das war nur als Bürge eines Andern.) Dieses eine Mal aber, weil er den fatalen Fehler, die Unklugheit sich

hatte zuschulden kommen lassen, eine Wohnung im ersten Stock nach rückwärts in einem Hause des Viertels um das Palais Royal herum zu nehmen. Er fügt sehr gerechterweise hinzu, dass ein und eine halbe Meile Weg und hundertachtunddreissig Stufen zu steigen die Kräfte und die böse Laune eines Gläubigers auf eine ganz wundervolle Weise zu schwächen imstande sind.

In der Tat, ein Gläubiger, der an Ihre Tür erschöpft, am Ende seiner Kräfte kommt, verlangt nicht mehr Geld von Ihnen. Was er will, ist ein Stuhl und ein Glas Wasser. Man weiss, dass das eine wie das andere recht leicht, selbst sogleich zu haben ist.

Was nun die Wohnungs*einrichtung* betrifft, so ist es ein allgemein verbreiteter Irrtum unter den meisten geniessenden, verzehrenden Menschen, dass sie eine prunkvolle Umgebung haben müssen, um dadurch den Schaffenden zu imponieren, Vertrauen einzuflössen. Diese Idee mag gut gewesen sein zur Zeit Karl Martels oder Pipin des Kurzen, wo eine Bank, auf der man sich niedersetzen konnte, als ein Meisterwerk der Industrie galt; aber jetzt, wo man Betten macht, auf denen man stehend, ohne sich überhaupt hinzulegen, schlafen kann, imponiert alles das nicht mehr. Derlei Luxus ist nur noch ein Wunder für Kinder.

Ihr Mobiliar soll also nur aus wenigen Dingen bestehen, aber diese Dinge sollen *originell* sein, um

die Aufmerksamkeit Jener zu fesseln, die da kommen, es genau zu betrachten, während sie nämlich warten.

Möblieren Sie sich mit Hilfe der Industrie. Beleuchten Sie Ihre Wohnung mit Gas und verteidigen Sie sich vor der Ankunft des Feindes durch die Kräfte der Physik.

Mein Onkel hat diesen Versuch mit glänzendem Glück seinen Gläubigern gegenüber in Wirklichkeit übersetzt.

Er besass eine Elektrisiermaschine von stattlichen Dimensionen und sah immer darauf, dass sie reichlich mit dem gewissen mysteriösen Fluidum geladen war. Er hatte sie in Verbindung mit dem Schloss seiner Tür gesetzt, und zwar durch einen Leitungsdraht, und der blosse Anblick dieses Leitungsdrahtes, der in Verbindung mit seiner Tür stand, verschaffte ihm ein Gefühl von Sicherheit, das fast ohne Grenzen war. Denn sowie ein ungeduldiger Gläubiger kam und seine Hand auf das Schloss legte, um bei ihm einzudringen, erhielt er einen heftigen Schlag, der ihn konfusen Erregungen und Vorstellungen von Zauberei auslieferte, so dass es selten war, dass ein Gläubiger, so tapfer und so eigensinnig er auch sein mochte, sich ein zweites Mal bemühte, solche Lektionen in experimenteller Physik zu bekommen, trotzdem mein Onkel ihm natürlich aufs klarste die Wirkungen, die aus den Ursachen hervorgehen, und die Ur-

sachen, die diese Wirkungen hervorbringen, also seine Physik, erklärt hatte.

Was nun die Wahl eines Domestiken betrifft, so ist das eine so delikate Angelegenheit, wenn man sich nämlich in einer Lage betrifft, die immerhin jener ähnlich ist, von der ich wünsche, dass Sie sich in ihr befinden, dass ich, damit Sie Ihren Zweck erreichen, dann doch die Ansicht aussprechen muss: Es ist weit besser, sein eigener Dienstbote zu sein. Ich würde Ihnen deshalb auch nicht raten, eine Aufwartefrau zu nehmen. Die Hausmeisterin würde Sie dann mit einem scheelen Blick ansehen, und man weiss, was der scheele Blick einer unzufriedenen Hausmeisterin bedeutet; Sie würden also bald genug die Nebenwirkungen ihrer bösen Laune verspüren. Sind Sie aber nicht imstande, sich in bezug auf alle jene Kleinigkeiten der Wirtschaftsführung, denen ein Genussmensch von Übung sein Wohlbehagen verdankt, Beschränkung aufzuerlegen, dann klopfen Sie zweimal mit einem Stein, und auf diesen Ruf erscheint als von Ihnen erwählte Bedienerin Ihre Hausbesorgerin oder deren Tochter, wenn sie jung und geschickt ist. Deren Vater und Mutter werden bald genug wieder ihrerseits das Gegengefühl zu Ihrer Noblesse und Ihrer Liebenswürdigkeit gegen ihre Tochter empfinden, und in ihr selbst werden Sie gewissermassen einen offiziösen Verteidiger, einen mächtigen Bundesgenossen finden, um die Invasionen des Stammes der *Gläubiger* zurückzuweisen.



Siebente Lektion

Lebensführung

Ansicht meines Onkels. — Ein Fall, den man immer voraussehen muss. — Unveränderlicher Leitsatz. — Lieferanten der verschiedensten Art, denen man den Vorzug geben muss. — Schlecht begründete Befürchtungen. — Verwendung des Tages eines Genussmenschen, der sein Leben sich einzuteilen vermag. — Unendlich grosse Gelegenheitsvorteile. — Resultate.

Ich habe meinen Onkel oft sagen hören, man solle sich sehr hüten, am Abend alles Geld auszugeben, das man vielleicht gerade besitzt, so sicher man auch sein mag, am nächsten Tage anderes zu bekommen. Weil es fast immer als Wirkung unberechenbarer und vom Willen des Genussmenschen unabhängiger Ursachen, aus Gründen, die man nicht voraussehen kann, eintrifft, dass diese Geldeingänge entweder verschoben werden oder überhaupt nicht kommen. Und weiss Gott, niemand weiss besser als ich, wie sehr mein Onkel recht hatte.

Setzen wir also gleich voraus, dass dieser Fall eintritt, und überlegen wir, welche Hilfsmittel man dann anwenden kann. Sie basieren alle auf einem einzigen Grundsatz, den Sie niemals in keinem Fall und unter keinem Vorwande ausser acht lassen dürfen. Folgendes ist dieser grosse Leitsatz: Sie müssen immer bei den reichsten Lieferanten einkaufen.

Erstens, weil die alles von der besten Qualität haben. Zweitens, weil Sie das Prinzip, das ich schon so oft hier wiederholt habe, in Wirklichkeit umsetzen müssen, dass nämlich diese Individuen zuviel haben und Sie nicht genug, und dass Sie ihnen also wirklich einen Dienst leisten — und sich selbst natürlich auch —, wenn Sie so wieder das Gleichgewicht herzustellen suchen. (Niemand mehr als Sie ist übrigens an der Herstellung eines solchen Gleichgewichtes interessiert.) Drittens, weil die Leere, die durch Ihr Tun in den Magazinen jener entsteht, fast immer unbemerkt bleibt, und überdies diese Leere bald genug wieder gutgemacht wird durch die zahlende Klientel, die Ihre Kundschaft diesem Lieferanten einbringt.

Folgen: Sie werden nur einen Hausbesitzer wählen, der im Überflusse lebt und nicht schon ängstlich auf Ihre hundert Ecus wartet, um seine Steuerschulden zu zahlen. Jeder Mieter weiss, dass es in sämtlichen Vierteln von Paris reiche Grundbesitzer gibt; das wird Ihnen also sehr leicht sein.

Ebenso werden Sie Ihr Dejeuner im Palais Royal einnehmen und Ihr Diner auf dem Boulevard des Italiens. Sie könnten vielleicht der Meinung sein, dass man in diesen Häusern baar zahlen muss. Nein, durchaus nicht! Die Prosperität dieser Häuser wird vor allem der Menge von Gästen, die *nicht* zahlen, verdankt. Denn diese verstehen es, die Gerichte auszuwählen. Diese verstehen es, Jenen

Appetit zu machen, die nicht wissen, wie man ein Diner anschafft, aber dafür wissen, wie man es bezahlt. Bei den Restaurateuren zu einundzwanzig und zweiunddreissig Sous das Kuvert, gibt man keinen Kredit, das weiss alle Welt. Aber in den grossen Etablissements, von denen ich Ihnen spreche, hat man schon herausgefunden, was ein Genussmensch, der ein Diner von zwanzig Franken *nicht* zahlen kann, einbringt. Gut dreissig Franken auf zehn Franken, die er nicht zahlt, bringt er durch den gewissen Umweg über den „produktiven" Menschen wieder ein.

Ich kenne grosse Restaurateure, die gerne bereit wären, *Ihnen* noch etwas zu zahlen, damit Sie den ganzen Tag über an einem Tische sitzen, die Kellner rufen, — natürlich immer bei ihren Vornamen, damit man sieht, dass Sie ein Habitué sind, — Champagner verlangen, Ihren Wein brausen lassen und dazu auch ihre Reputation. Ihre Gestalt belebt den trägen oder allzu kärglichen Appetit der Passanten, die Sie durch die Spiegelscheiben sehen, und sie sind plötzlich von einem rasenden Hunger erfasst.

Was nun Sie selbst anbetrifft, — nachdem Sie alles zu sich genommen haben, was man irgend möglicherweise nehmen kann, so stehen Sie auf und führen nachlässig Ihre Hand an den vergoldeten Knopf Ihres Anzuges, wie um Ihre Börse in der Westentasche zu suchen, Sie ziehen einen Zahnstocher heraus, und sofort macht Ihnen der Wirt

ein Zeichen mit dem Kopf, das voll Respekt ist und gleichzeitig auch voll Dankbarkeit, um Ihnen eine Mühe, nämlich die des Bezahlens, zu ersparen, das er fast wie einen Affront von Ihrer Seite empfinden würde. Sie richten dann beim Vorübergehen einen kleinen Gruss und ein Augenzwinkern an die Dame, die an der Kasse sitzt. Die Grazie, mit der sie Ihnen Ihren Gruss wiedergibt, zeigt zur Genüge, dass sie das Empfinden hat: Das Haus wird zur Genüge durch den exzellenten Appetit bezahlt, von dem Sie eben ein Beispiel gegeben haben, das nun allerdings wieder ebenso gut nachgeahmt werden muss. Ohne Scherz, es ist eine Tatsache, dass die ersten Restaurants der Hauptstadt Tag für Tag ein halbes Dutzend von Gästen dieser Qualität als Grundstock haben.

Sie werden sich auch nicht anderswo Ihre Kleider bestellen als bei Bardes, weil dieser brave Mann, der auf ein einziges Wort des Kriegsministers die ganze französische Armee in vierundzwanzig Stunden bekleiden könnte, sehr gut Ihnen einen vollständigen Anzug, vier Westen und zwei Hosen liefern kann, ohne dass Sie Ihre eigenen an Zahlungs statt geben müssten. Merken Sie sich auch gut: wenn er zufälligerweise vielleicht zu Ihnen kommt, so geschieht das nur, um Sie zu fragen, ob er Ihnen nicht vielleicht eine Pelerine oder einen Mantel — gegen die gleiche Bezahlung natürlich — anfertigen soll.

Sie werden sich Ihre Schuhe bei Sakoski machen lassen. Er chaussiert alle Fashionables und den Finanzminister. Urteilen Sie also selbst, ob er zögern wird, Ihnen Mass zu nehmen und Ihnen in seinem recht stattlich grossen Hauptbuch ein Konto zu eröffnen.

Was nun Ihre Wäsche anlangt, so kaufen Sie bei der Hoflingerie; niemand kennt besser als dieses Etablissement die Vorteile des Kreditwesens. Und wenn man auf Kredit kauft, soll es auf ein Stück mehr oder weniger schon wahrhaftig nicht ankommen. Übrigens verlieren Sie dort sich sowieso in der grossen Masse der Kunden gleicher Art.

Das sind nun die Lieferanten, die Sie aussuchen müssen; weil sie die einzigen sind, die Sie bezahlen können, ohne einen Sou aus der Tasche zu nehmen. Immer vorausgesetzt, dass schöne Worte für sie den gleichen Wert haben wie bares Geld.

Sie dürfen nicht glauben, dass ein Geldverzehrer von der Art, wie ich ihn schildere, gezwungen sei, um die Schulden zu bezahlen, die ihm seine täglichen Genüsse einbringen, sich traurig mit dem Metier irgendeiner Manufaktur abzugeben oder Tag für Tag Waren in den Häfen von Saint-Paul oder Saint-Nicolas aufzuladen. Er wird auch nicht in der Hitze eines Julitages umhergehen, um seine Ernte einzuheimsen, oder an einem bitterkalten Wintertage ausziehen, um zu säen. Er wird sich den Kopf nicht zerbrechen, um die verschiedenen

Produkte zu verbessern, die uns in der Regel gehörntes Vieh, manchmal aber auch ungehörntes — wie das in Frankreich und anderswo eben ist —, schenkt.

Er wird seinen Tag nicht damit verbringen, durch die Produktion eines Schals oder eines ökonomischen Herdes oder eines Rasiermesser „auf Probe" unsere Industrie zu bereichern, er wird auch seinen Tag nicht damit verbringen, auf einer Leinwand, der seine Hand, wie man sagt, Leben einflösst, die Züge irgendeines Verteidigers unserer Freiheit zu verewigen, nach der Natur aufgenommen entweder in dem Wäldchen von Meudon oder von Montmorency; er wird auch seinen Abend nicht daran geben, mit seiner Geige, seinem Bass oder seiner Flöte oder seinem Horn die Künstler unserer königlichen Theater zu begleiten, die falsch singen oder nicht im rechten Schritt tanzen. Endlich wird er auch nicht drei Viertel seines Lebens in der Rue de Rivoli damit verbringen, lange Rechnungen zusammenzuaddieren. Er wird gar nichts von alledem tun; aber weil er nicht säen wird, nicht fabrizieren wird, nicht malen wird, keine Musik machen wird und nicht rechnen wird, — wahrhaftig, es wäre doch ein Irrtum, zu glauben, dass er keine Arbeit tun wird, dass er nichts produzieren wird, dass er nichts konsumieren wird, dass er nicht bezahlen wird. Alles das tut er; allerdings auf die Art meines Herrn Onkels.

Darum mögen nun hier noch jene Mitteilungen folgen, die das geben, was alle jene Geniesser ersehnen, für die das Werk meines Onkels zusammengestellt ist, nämlich: eine Schilderung der Lebensführung, die seine Zöglinge einhalten und befolgen sollen, und auch eine Aufstellung der „allgemeinen Güter", die sie auf seine Methode erzeugen:

Erstens: Der Genussmensch, wer immer er auch sei, steht nicht vor zehn Uhr auf. Durch diese glückliche Art von Indolenz wird er schon die Ansammlung aller der Kommis, der Wäscherinnen, der Kommissionäre, der Wagen, der Müssiggänger vermindern, die sich Tag für Tag und jeden Morgen bemühen, die belebtesten Strassen zu überfüllen und infolgedessen zu beschmutzen. Das ist nun schon das erste Gute, was er tut.

Zweitens: Er wird dann allen seinen Gläubigern ohne Unterschied von zehn bis elf Uhr Audienz geben, ihnen zuhören und die Rezepte, die hier in diesem Handbuch gegeben sind, praktisch ausführen. Während dieser Zeit sind also die Gläubiger, die sein Vorzimmer bevölkern, weil sie warten, bis er aufgestanden ist, nicht imstande, bei andern Genussmenschen, anders gesagt Schuldnern, zu sein; dieser Vorteil fällt nun wieder der Allgemeinheit anheim. Zweiter Vorteil.

Drittens: Er wird von elf Uhr bis Mittag alle seine Lieferanten empfangen. Er behält das, was die

Einen mitgebracht haben, bei sich, bestellt irgend etwas Neues bei denen, die nichts mitgebracht haben. Auf diese Weise hält er sie immer in Erregung, vergrössert seinen Kredit, steigert den Umsatz. Dritter Vorteil.

Viertens: Er wird sich von zwölf bis ein Uhr ankleiden. Wohlgemerkt, er wird seine Krawatte zu binden „verstehen“ mit Hilfe der Theorie[1]), die ich über diesen wichtigen Bestandteil unserer Kleidung anderwärts auseinandergesetzt habe. So nützt er dem Buchhändler, bei dem sie erschienen ist, und gleichzeitig auch der Produktion und dem Umsatz der „Musseline“, der „Jakonnetts“, der Perkale und der Battiste, die unsere Manufakturen herstellen. Vierter Vorteil.

Fünftens: Um zwei Uhr wird er in Perrons Café frühstücken gehen, wo er wiederum den allgemeinen Umsatz steigern wird durch die Delikatesse, mit der er nach der Karte die Gerichte wählt. Er wird die „Oeufs en coquille“ oder die „Omelette à l'oseille“ in Mode bringen und wird sie dann mit einer Grazie essen, die alle jene anstecken wird, die auch Lust haben, so etwas zu essen, aber die Speisen nicht auseinander kennen.

Nach seinem System wird er das Dejeuner nicht

1) Diese Theorie „Die Kunst, seine Krawatte zu binden“, ist im 2. Bande unserer Ausgabe der Balzacschen Schriften („Physiologie des Alltagslebens“) enthalten.



Daumier

bezahlen. Aber er wird es dahin bringen, dass zwanzig andere Dejeuners von Leuten genommen und bezahlt werden, die sonst nur eine Tasse Kaffee oder ein Butterbrot zu sich nehmen und die sich zu diesem Gabelfrühstück durch sein Beispiel gezwungen fühlen. Der Wirt des Cafés wird sehr zufrieden sein, weil ihm zwanzig Dejeuners gezahlt werden, also sehr befriedigt über den Gast, der ihm sein eigenes auf diese Weise, wenn auch ohne Bargeld, bezahlt hat. Fünfter Nutzen.

Sechstens: Er wird dann in die Tuileriengärten gehen, um lässig die Stunde des Diners abzuwarten. Die zwei oder drei Stühle, die er benützen wird, ohne dafür zu zahlen, um sich von seiner Tätigkeit auszuruhen, werden dennoch sehr fruchtbar für die Vermieterin wirken. Denn durch die Art, *wie* er auf ihnen sitzt, wird er die Spaziergänger zur Ruhe einladen. In wenigen Augenblicken werden alle Stühle besetzt und bezahlt sein, die Vermieterin macht Geschäfte und weiss ihm Dank. Sechster Vorteil.

Siebentens: Eine mehr oder weniger anrüchige Schönheit geht vorbei, schmachtet in einer der Alleen nach einem Diner, kommt an ihm vorbei, und er gerät in sichtbare Entzückung über ihre Taille, über ihren Gang, über ihr ganzes „Genre", das er „gut" findet. Ein Engländer, der von so was keine Ahnung hat, macht sofort dieselbe Beobachtung, er steht auf, geht zu ihr hin und bietet ihr

Arm, Diner und Börse an, die angenommen werden. Er hat den Engländer in unseren französichen Handel eingeführt. Siebenter Vorteil.

Achtens: Um sechs Uhr wird er einige Freunde, deren Namen er nicht genau weiss, mitnehmen, um bei dem Restaurateur, bei dem er gewöhnlich speist, zu dinieren. Er bringt ihn *en vogue* durch ein paar Worte: „Kellner, grüne Austern, Tisane von frappierten Champagner, getrüffelte Rebhühner . . .“ Er wird für vier essen, für sechs trinken, und das wird zwei Stunden dauern. Seine gute Verdauung wird wahrhaftig ein fruchtbares Resultat haben, nachdem nämlich die Freunde ihre Rechnung bezahlt haben werden. Der Restaurateur aber wird entzückt sein und den Entschluss gefasst haben, einem so köstlichen Gaste niemals auch nur einen Sou abzuverlangen. Die Austern, die er verzehrt hat, bringen es mit sich, dass ihre Schalen ausgestellt, am nächsten Tage reiche Kundschaft anlocken. Die Weinhändler von Reims, Epernay werden den Bestellungen nach Tisane, die aus allen Teilen der Welt kommen, nicht mehr nachkommen können. Die Bevölkerung von Périgord, so schon zur Genüge beschäftigt mit der Suche nach Trüffeln, wird ihre Aktivität verdoppeln, das Land wird blühen wie sonst nur in den Wahlzeiten, der Markt von Poissy wird besser besetzt sein, alles steigt im Werte. Achter Vorteil.

Wie viele Vorteile also durch einen einzigen!

Und das alles, weil die Operation vollbracht wurde durch ein Individuum, das von Grund aus die Theorien meines Onkels studiert hat und sie praktisch vollkommen befolgen kann.

Achte Lektion

Von der Leibespfändung

Moralische und philosophische Reflexionen. — „Es pocht dreimal“ und „Es brennt!“ — Sainte-Foix und mein Onkel. — Geschichte der Leibespfändung von ihrem Anfang bis auf unsere Tage. — Tatbestände, auf Grund deren zur Leibespfändung geschritten werden kann. — Anekdoten. — Ein Fingerzeig.

Die Gefangensetzung wegen Schulden ist nach der Meinung meines Onkels eine notwendige Folge der fortschreitenden Zivilisation. In Frankreich hatte unter der Herrschaft der ersten beiden Rassen, ja noch zu Beginn der Herrschaft der dritten, der Gläubiger nur das Recht auf das unbewegliche Gut seines Schuldners. Der Präsident Hènault zitiert als Beweis dafür Bouchard le Barbu de Montmorency, der auf den Mönch von Saint-Denis auf seiner Insel Saint-Denis so Jagd machte, wie man sonst auf Hirsche oder anderes Wildpret Jagd macht. Dieser ehrenwerte Genussmensch schuldete nämlich Adam, dem Abt von Saint-Denis, eine stattliche Summe: „Man, sagt Abbé Suger, nahm ihn nicht fest, weil das damals noch nicht so üblich war; aber auf Gebot des guten Königs Robert fing man an, sein Gebiet zu plündern, bis er bezahlte.“

In diesen barbarischen Zeiten gab das Gesetz den Mann, der Schulden machte, ohne sie zahlen zu können, der Lächerlichkeit anheim. Weiss Gott,

die Dinge haben sich seitdem geändert. Die Hingabe aller seiner Güter, zu der früher ein Schuldner, der nicht zahlen konnte, gezwungen war, war nämlich mit einer ganz sonderbaren Zeremonie verbunden. Der Schuldner, ob es nun ein Edelmann war oder ein Krämer, war gezwungen, dreimal mit seinem Hintern (Nudis clunidus) auf die Erde zu klopfen und dabei auszurufen: „Ich gebe all mein Gut her."

Sainte-Foix behauptet, dass man in Padua noch so einen „Stein des *Anstosses*" (Lapis vituperii) sehen kann, auf dem diese Art von Strafe vorgenommen wurde. Ich bin gar nicht weit davon entfernt, zu glauben, dass das der Ursprung jener Art von Strafe ist, die man bei den gewissen „kleinen unschuldigen Spielen" jenem auferlegt, der nicht anders für das verfallene Pfand, wie man sich ausdrückt, zahlen kann. Ich weiss nicht, ob man auf die einzige Autorität des Autors der „Essays sur Paris" hin als bewiesen annehmen muss, dass vor der Regierung Ludwigs des Jungen man dadurch davon freikommen konnte, seine Schulden zu zahlen, dass man sich mit seinen Gläubigern schlug. In diesem Falle wäre es eben geschehen, dass Sainte-Foix seine eigene Lebensgeschichte ein bisschen in Konfusion gebracht hat mit den Berichten über die Sitten unserer Vorfahren. Da er auf der einen Seite recht schlecht zahlte, auf der andern Seite sich recht oft schlug, lag es in seinem Interesse,

den Glauben zu erwecken, dass man das eine statt des andern tun konnte. Wie immer, er war der intimste Freund meines Onkels.

Ich kehre nun zu meinem Thema zurück, und ich will es mit allem Ernste, dessen es würdig ist, behandeln. Man nennt „contrainte par corps“ (Leibespfändung) jenen Vorgang, der sich auf Grund eines rechtsgültig unterzeichneten und registrierten, von einem irgendwie kompetenten Tribunal ausgehenden Aktes vollzieht, der ausgegeben wird auf Grund eines Urteils, eines Zahlungsbefehles oder eines andern ähnlichen Schriftstückes, und der dem Gläubiger erlaubt, seinen Zivilschuldner einkerkern zu lassen, sei es, damit der Gläubiger sein Recht auf diese Weise dem Schuldner gegenüber finden kann, sei es einfach, um ihn ins Gefängnis zu bringen, was dann eben konsequentermassen mit der Person des Schuldners geschieht nach den Worten: Potestas cogendi alicuijus ad faciendum aliquid per sententiam judiciis data.

Es war bei den Ägyptern nicht gestattet, eine derartige Leibespfändung vorzunehmen. Boceoris hat darüber ein Gesetz verfasst, das Sesostris erneuert hat. Die Griechen aber, sich in Gegensatz dazu stellend, erlaubten zuerst die Verpflichtung durch „Leibespfändung“; das ist der Grund, weshalb Diodorus sagt, dass sie zu tadeln sind, weil sie zwar verboten, dass man die Waffen und die Rüstung des Mannes als Pfand nehme, auf der

andern Seite aber erlaubten, dass man den Mann selbst festnehme. In der Tat hat auch Solon in Athen dann anbefohlen, dass man nicht mehr mit seinem Leib für Schulden haften müsse, ein Gesetz, das er aus dem ägyptischen ableitete. Die Leibespfändung durfte bei den Römern nur gegen jene Leute vorgenommen werden, die sich ihr ausdrücklich unterworfen hatten oder wegen betrügerischer Handlungen oder Raub verurteilt waren. Aber wenn der Schuldner sein Gut zedierte, dann konnte man ihn nicht mehr einsperren, ebensowenig konnte man auch die Frauen wegen „bürgerlichen Schulden", wie man das nennt, verhaften, wenn sie auch ihren Verpflichtungen, zum Beispiel der Tür- und Fenstersteuer, nicht nachgekommen waren, oder was immer der Grund ihrer Schulden war, sei es, dass es persönliche Verpflichtungen, Verpflichtungen für Miete waren, Verpflichtungen über Mobiles oder Immobiles, Direktes oder Indirektes; denn es gab in Rom alle diese hübschen Dinge ebensogut wie heute in Paris, nur mit dem Unterschied, dass der Name verschieden war, dass man alles nicht so teuer bezahlen musste, und dass man die römischen Bürgerinnen wegen solcher Bagatellen nicht belästigte, während man in Paris alle Welt verhaftet, wie gross das Genie, und welches Geschlecht, es auch sein mag. Ob es nun ein Maskulinum, ein Femininum oder ein Neutrum ist, das tut bei uns nichts zur Sache.

In Frankreich war es früher gestattet, die Möglichkeit einer Leibespfändung in allen möglichen Aktenstücken von vornherein zu stipulieren. Sie durfte nach vollem Rechte stattfinden bei Schulden an den Fiskus, es gab auch gewisse Fälle, wo sie von dem Richter verfügt werden durfte, selbst wenn sie nicht vorher ausgemacht war.

Das Edikt des Monats Februar aus dem Jahre 1535, betreffend die Erhaltung der Stadt Lyon, befiehlt, dass die Urteile dieses Tribunals durch die Pfändung sowohl am Leibe als am Gut innerhalb des ganzen Königreichs ausgeführt werden sollen „sans *visa* ni *pareatis*", was noch heute ebenso befolgt wird.

Als Karl IX. durch sein Edikt vom Jahre 1563 die Konsulargerichtsbarkeit in Paris wieder einrichtete, befahl er, dass die Urteilssprüche der Konsuln, der provisorischen ebensowohl wie der definitiven, soweit sie nicht über die Summe von fünfhundert Livres hinausgingen, durch Leibespfändung eingetrieben werden sollen.

Die Leibespfändung bei anderen Verurteilungen fand immerhin bis dahin noch nicht statt. Aber durch die Ordonnanz von Moulins, Artikel achtundvierzig wurde bestimmt: „Um alle Ausflüchte, Verzögerungen und Betrügereien der Schuldner in Zukunft zu vermeiden, sollen alle Urteile und alle Verurteilungen, die Geldsummen betreffen, was auch der Grund sei, unmittelbar exekutiert

werden dürfen durch alle Arten von Vollziehungen oder sonstige Hereinbringungen bis zur gänzlichen Zahlung und Befriedigung; dass, wenn die Verurteilten nicht vier Monate, nachdem die Verurteilung ihnen bekanntgemacht worden war—und zwar ihnen persönlich in ihrer Wohnung zugestellt—, gezahlt hätten, sie verhaftet werden könnten, gefangen gehalten, bis sie ihr ganzes Gut hin gegeben hätten, und dass, wenn der Schuldner nicht ergriffen werden könne oder wenn der Gläubiger es verlange, durch den Richter in seiner Abwesenheit neuerlich vorgegangen werden solle, und zwar bis zu Verdoppelung und Verdreifachung der schon zugesprochenen Summe.“

Die Geistlichen konnten immerhin auch auf Grund dieser Ordonnanz nicht am Leibe gepfändet werden. So wurde es nämlich durch den Artikel siebenundfünfzig der Ordonnanz von Blois festgestellt.

Der Vollzug der Leibespfändungen nach Verlauf von vier Monaten, der durch die Ordonnanz von Moulins eingeführt war, wurde dann für die ausschliesslich bürgerlichen Schulden durch die Ordonnanz aus dem Jahre 1667, Titel vierunddreissig, erster Absatz, abgeschafft, der den Gerichtshöfen und allen Richtern untersagt, derlei anzuordnen bei Strafe der gänzlichen Ungültigkeit des Verfahrens, und allen Gerichtsvollziehern verbietet, derart vorzugehen bei Strafe, alle Kosten, Schadenersatz und Zinsen bezahlen zu müssen.

Um nun die Haftung durch den Leib in den durch das Gesetz vorhergesehenen Fällen erreichen zu können, muss der Gläubiger zuerst das Urteil der betreffenden Person in dem Domizil der Partei zustellen lassen und dazu eine Zahlungsaufforderung mit der Erklärung, dass mit Leibespfändung vorgegangen würde, wenn die vom Gesetz bestimmten Fristen verstrichen sind. Wenn diese Fristen einmal verstrichen sind, und zwar gerechnet angefangen vom Tage der rechtsgültigen Zustellung, kann der Gläubiger bei dem Greffier ein Urteil erheben, dahingehend, dass binnen vierzehn Tagen die Partei herangezogen werde, mit ihrem Leibe die Schuld zu tilgen. Und er lässt dazu bekanntgeben, dass, wenn die vierzehn Tage nun wieder verstrichen sind, ohne alle weiteren Prozeduren die Leibespfändung eintritt. Man muss nur anmerken, dass alle die Bekanntmachungen, von denen hier die Rede ist, mit genauester Beachtung aller Förmlichkeiten, die für die einzelnen Fristen festgesetzt sind, vollzogen werden müssen.

Wenn der Schuldner gegen den Urteilsspruch Berufung einlegt, sich der Verhaftung oder dem Urteil, das die Leibespfändung bestimmt, widersetzt, so muss die Leibeshaftung ausgesetzt werden, bis dieser Appell oder sein Widerstand rechtlich beurteilt worden ist. Allein wenn vor der Zustellung der Berufung oder der Einlegung der Rechtsmittel die Gerichtsvollzieher oder die Schergen des

Handelsgerichts sich der Person des Verurteilten haben bemächtigen können, dann wird kein Aufschub mehr gewährt, das heisst, der Schuldner hat kein Recht mehr, Berufung einzulegen.

Diese Verfolgungen und Leibespfändungen hindern aber nicht die Beschlagnahme, Exekution und Feilbietung seiner Güter, beweglicher oder unbeweglicher, wenn er einmal verurteilt ist.

Wie sich das alles nun auch verhalten mag — das letzte Gesetz über die Haftung mit dem eigenen Leib (das vom fünfzehnten Germinal des Jahres VI) hat keinen Unterschied aufgestellt zwischen dem wirklichen konzessionierten Händler und dem, der, ohne Händler zu sein, doch geschäftliche Handlungen vollzieht. Ich aber will nun von den Genussmenschen, den Verzehrenden der verschiedensten Arten sprechen, denen das Handelsgericht die Ehre erweist, sie durch den Titel Händler besonders zu qualifizieren.

Es genügt, einen Wechsel rechtsgültig unterschrieben zu haben, um als ein *Händler* angesehen zu werden und der Gerichtsbarkeit des Handelsgerichts zu unterstehen. Wenn der Wechsel dann nicht am Fälligkeitstage bezahlt ist, so verfehlt dieses Tribunal niemals, Haftung mit dem eigenen Leibe zu verfügen; und darum ist dieses Tribunal so beschäftigt, dass es, wie man sagt, in Durchschnittsjahren ungefähr achtzehntausend Urteile dieser Natur ergehen lässt.

Mein Onkel ist der Ansicht, dass man sehr gut daran täte, das ganze Verfahren der Haftung mit dem eigenen Leibe aufzuheben. Oder es lediglich für die *Gläubiger* zu reservieren. Das sind nämlich in der Regel Leute, die Geld auf Pfand leihen, Intriganten, Wucherer oder jene elenden Agenten, die sich fälschlich mit dem Titel „Schaffende" schmücken, und die zu ihrem Profit die Institution der Leibespfändung auszubeuten verstehen. Ihre Abschaffung würde eine ganze Menge jener Fallen wegschaffen, die jungen Genussmenschen gestellt werden, Leuten, die bekanntlich ohne Erfahrung sind und oft ihre ganze Zukunft für einen Augenblick des Rausches und der Zerstreuung aufs Spiel setzen und unglücklicherweise die Manie haben, ihren Gläubigern Akontozahlungen zu geben. Es wäre also ein wirklicher Vorteil für die öffentliche Moral und für den allgemeinen Verkehr, wenn man dieses Verfahren abschaffte.

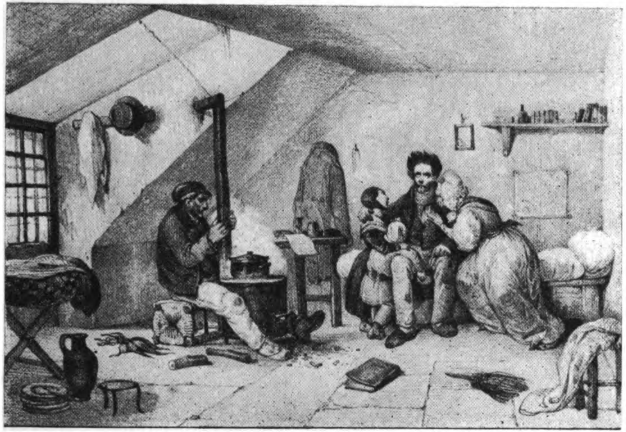
Es ist erwiesen, dass die Haftung durch den eigenen Leib die schlechten Sitten auf mehr als eine Art begünstigt. Mein Onkel hat eine zartfühlende Frau — heute ist sie Herzogin — gekannt, die einmal durch die Gegenwart eines Gemahls von eifersüchtigem Temperament geniert war, nun erfährt, dass er einen Wechsel unterschrieben hat, und dass seine Geschäfte ihm nicht gestatteten, ihn am Verfallstage zu bezahlen. Sie lässt sofort unter der Hand die fatale Schuld aufkaufen und hielt

nun ihren Gemahl hinter den Kerkertoren von Saint-Pélagie fünf Jahre gefangen. Der honette Gatte erfuhr erst viel später, welchem Manöver er zum Opfer gefallen war, denn seine zärtliche Gemahlin kam gelegentlich zu ihm und weinte mit ihm über solch grausame Trennung, um sich dann mit ihrem Krösus über ihr eheliches Unglück zu trösten.

Ebenso hat mir mein Onkel versichert, dass ein ähnliches Mittel auch schon in Anwendung gekommen ist, um Ungelegenheiten zu vermeiden, die ein Verliebter anstellte, der die Versicherungen ewiger Treue, die am Ende eines Briefes sich fanden, allzu wörtlich genommen hatte.

Die Dauer der Zurückhaltung im Gefängnis ist für einen Franzosen auf fünf Jahre festgesetzt. Wenn diese Zeit abgelaufen ist, ist er frei, und seine Gläubiger verlieren jedes Recht auf ihn. Bei Fremden aber ist die Dauer der Zurückhaltung im Gefängnis unbegrenzt.

Das Lebensalter, wie hoch es auch sei, befreit keineswegs von der Leibespfändung. Man hat Greise von neunzig Jahren gesehen, die im Gefängnis von Sainte-Pélagie ihrer Schulden wegen festgehalten wurden. Man merke sich das, besonders wenn man ein Genussmensch ist, welches Alter man auch habe! . . .



V. Adam

Neunte Lektion

Über Gerichtsvollzieher

Was ist ein Gerichtsvollzieher? — Griechische und römische Gerichtsvollzieher. — Von den Sergeanten. — Rechte und Vorrechte dieser Herren. — Kleine Anekdoten, die beweisen, wieviel Vorteile das Amt eines Gerichtsvollziehers oder eines Sergeanten mit sich bringt. — Zuflüchte und Unverletzbarkeit. — Folgen.

„Man müsste an gewissen sicheren Zeichen das Verborgenste im Herzen der perfiden Menschen erkennen können!“ Das wünscht Racine in zwei Versen, die sich wohl auf das Erkennen der Gerichtsvollzieher beziehen. Denn sowie die Sonne auf dem Horizont erscheint, dürfen jene unglücklichen Genussmenschen, die ohne Prinzipien leben oder vielmehr gar keine haben, zu zittern anfangen, und zwar gerade, weil das Gestirn leuchtet, trotzdem nach dem Sprichwort die Sonne für alle Welt leuchtet. Denn die Gerichtsvollzieher haben gerade dann das Recht, Sie in Haft zu nehmen oder in Haft nehmen zu lassen, was ungefähr das gleiche ist. Immerhin sind die Sonntage und die von der Kirche geheiligten Feiertage ausgenommen.

Aber, werden Sie sagen, was ist denn das überhaupt: ein Gerichtsvollzieher? ... Ich will es Ihnen erklären.

Ein Gerichtsvollzieher ist eine Art Diener der Gerechtigkeit, aber angezogen wie Sie und ich, der

alle notwendigen Geschäfte besorgt, um die Parteien herbeizuzitieren, sei es zur Anhörung des Urteils, sei es zur Exekution selbst, zu allen gerichtlichen Kommissionen und zu allen von den gesetzlichen Behörden ausgehenden Befehlen.

Die Gerichtsvollzieher sind so genannt worden, weil sie das Gericht vollziehen. Die hauptsächliche Tätigkeit dieser Funktionäre ist fürs erste gewesen, darauf zu sehen, dass die Türe im Gerichtssaal geschlossen ist[1]), wenn man dort berät, zu verhindern, dass irgendein Fremder ohne die Erlaubnis des Präsidenten eindringt, ja sogar zu verhindern, dass man in der Nähe des Ortes, wo beraten wird, horcht (denn die Beratung muss geheim sein), jene Leute eintreten zu lassen, die vom Tribunal hereingefordert werden, und jene hinauswerfen, die die Sitzungen stören, mit einem Wort, in jeder Beziehung den Willen des Präsidenten zur Geltung zu bringen.

Bei den Römern wurden jene, die die Funktionen der Gerichtsvollzieher ausübten, Apparitores, Cohortales, Executores, Hatores, Cornicularii, Officiales genannt; sie erfüllten zu gleicher Zeit die Aufgaben jener, die man vor der Revolution Sergeanten nannte.

In Frankreich nannte man sie Serviantes, und daraus hat man dann eben Sergeant gemacht. Noch im XIII., XIV., XV. und XVI. Jahrhundert nannte

1) Balzac gibt die Etymologie von *huissier*.

man sie Büttel, was in dieser Beziehung ungefähr so viel heisst wie „öffentliche Vorlader".

Von 1317 an wurden jene, die den Dienst im Parlament vollzogen, Vateli curiae genannt; aber in einem Brief vom 2. Januar 1365 nannte sie der König selbst „unsere lieben Varlets". Übrigens weiss man ja, dass der Ausdruck Varlet nicht dasselbe bedeutet, wie heute der Ausdruck Valet, also den Menschen, der eine geringe Tätigkeit ausübt; denn mächtige Vasallen wie Grafen, Herzöge und Barone nannten sich selbst mit diesem Ausdruck: *Premier varlet du roi*, trotzdem sie doch weit davon entfernt gewesen sind, sich als die niedrigen Diener Seiner Majestät zu betrachten. Ubrigens wurden die Plätze der Huissiers im Parlament immer als „Ämter" betrachtet, und man kaufte sie wegen der hohen Gehälter und der Nebeneinkünfte, die mit den Posten verbunden waren.

Der Name Huissier — also Gerichtsvollzieher — wurde denen gegeben, die beauftragt waren, die Gerichtssäle zu bewachen. Ein Beispiel dafür findet man, was das Parlament anbetrifft, in der Verordnung des Ezbischofs von Paris aus dem Jahre 1388, die gerichtet ist dem: „Primo parlamenti nostri hostiario sen servienti nostro."

Später hatten die meisten Sergeanten, die man vor der Revolution auch *Pousse-culs* nannte, den Ehrgeiz, auch Huissiers-Gerichtsvollzieher — zu heissen, trotzdem es durchaus nicht ihr Dienst

war, den Richtern oder dem Tribunal zu dienen, so dass dann die ersteren „Huissiers der Verhandlungen" genannt wurden, um sie eben von den andern Huissiers zu unterscheiden, die in Wirklichkeit nichts anderes waren als Sergeanten oder Pousse-culs.

Es war den Huissiers, selbst denen im Parlament verboten, sich als *Herren* zu betrachten. Dieser Titel war damals, ebenso wie der Stand eines Herren, nur den Beamten selbst vorbehalten, aber seit die sich nun *Monsieur*, *Monseigneur*, *sa grace*, *sa seigneurie* nennen lassen, lassen sich eben die Huissiers *Herren* nennen.

Sie haben vor den Mitgliedern des Tribunals einherzugehen, um ihnen so Ehre und Respekt zu verschaffen, und zu hindern, dass ihnen jemand in den Weg tritt. Sie haben ihnen dann zu Anfang der Sitzung Ruhe zu schaffen, und mit ihrem Stock auf den Boden zu stossen, um so das Publikum ruhig und auf seinem Platz zu halten.

Ein Huissier ist es, der die einzelnen Gerichtssachen aufruft nach der Rolle, die ihm vom Präsidenten übergeben worden ist, und er muss, wenn er diese Funktionen ausübt, sein Haupt bedeckt halten.

Die alten Verordnungen verboten ihnen bei Androhung von Tadel und Strafe, irgend etwas anzunehmen, irgendeine Vergütung von den Parteien zu verlangen oder auch nur zu empfangen, wenn sie

deren Sachen aufzurufen hatten. Aber man sagt, dass in Frankreich es sich mit den alten Verordnungen ungefähr so verhält wie mit manchen neuen, die ich ebenfalls zitieren könnte, und die geradeso nicht befolgt werden.

Die Gerichtsvollzieher sind es, die Zahlungsbefehle oder auch Schriftsätze zu überreichen haben, die dann zur Veröffentlichung der Anzeigen über die Versteigerung vorgehen, die Exekutionen entsprechend dem Eifer des Herrn Königlichen Prokurators zu vollziehen haben und ebenso die Urteile, die in Strafsachen ergehen.

Sie sind es, die die Protokolle über Verfolgungen führen. Ihre Sache sind die Verhaftungen, Beschlagnahmen und die Wegnahme der Güter. Im Falle ihnen Widerstand geleistet wird, dürfen sie die bewaffnete Macht zu ihrer Hilfe herbeirufen, und auch die sonstigen Bewohner sind je nachdem gehalten, ihnen Hilfe zu leisten und ihnen beizustehen, wenn es eben in ihren Machtbereich fällt.

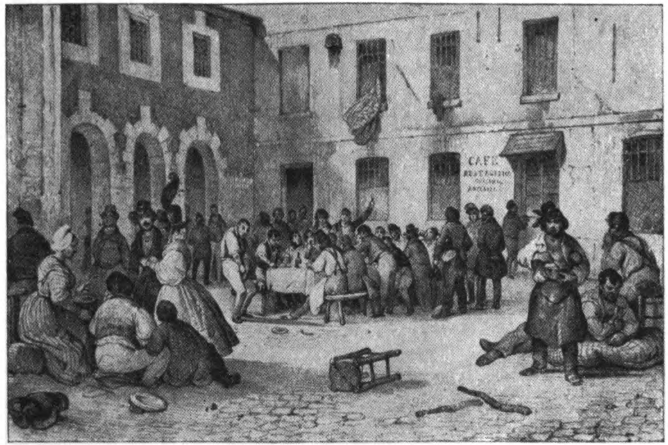
Franz I. hat einmal erfahren, dass einer seiner Huissiers Stockschläge bekommen hatte, und da trug er eine Weile seinen Arm in einer Schleife, um dadurch symbolisch anzuzeigen, dass er diese Behandlung, die einem seiner Huissiers widerfahren war, ebenso ansah, als wäre sie ihm selbst geschehen, dass also die Gerechtigkeit, als deren erster Diener er sich ansah, in seiner Person verletzt sei.

Das Edikt von Amboise, die Verordnungen von Moulin und von Blois verbieten bei Todesstrafe, ohne dass man irgendeine Art von Gnade dann zu erwarten hätte, die Huissiers oder Sergeants, wenn sie ihr Amt tun, anzugreifen oder zu verletzen.

Jourdain-de-Lille, berühmt wegen seiner Räubereien unter Karl IV., wurde im Jahre 1322 gehenkt, weil er einem Gerichtsvollzieher, der ihn vor das Parlament laden wollte, vor den Bauch gestossen hatte.

Eduard, Graf von Beaujeu, hatte die Leibespfändung am eigenen Körper zu spüren, und er wurde in der Conciergerie eingesperrt, weil er einen Gerichtsvollzieher aus dem Fenster geworfen hatte, der versuchte, ihm ein Schriftstück bekanntzugeben. Der Prinz von Wales, der 1367 einen Gerichtsvollzieher an der Ausübung seines Amtes zu hindern suchte, wurde vom Parlament in contumacia als Aufrührer erklärt und seine in Aquitanien gelegenen Güter beschlagnahmt.

Früher vollzogen die Huissiers ihre Ämter, indem sie mündlich den Parteien mitteilten, was sie ihnen mitzuteilen hatten und dann einen Bericht darüber an den zuständigen Richter machten, und zwar in folgenden Ausdrücken: „*A vous, Monseigneur le Bailly . . . mon très douté ou redouté Maître . . . plaise vous savoir que le . . . j'ai intimé . . . à comparoitre*“ . . . *usw. usw.* Dieser Bericht wurde *relatio* genannt. Der Gerichtsvollzieher schrieb ihn



V. Adam

nicht selbst nieder, er setzte nur sein Siegel darunter, und zwar aus dem einfachen Grunde, dass die Mehrzahl von ihnen weder schreiben noch lesen konnte. Jetzt aber sind infolge der neuen Verordnungen die Gerichtsvollzieher gezwungen und verpflichtet, lesen und schreiben zu können, und alle halten sich daran.

Sie haben das Recht für sich, sowohl offensive als defensive Waffen zur Sicherheit ihrer eigenen Persönlichkeit zu tragen und sich sowohl von der Zivilmacht als von der militärischen Hilfe leisten zu lassen. Ihr habt also Grund genug, die verschiedenen Auswege genau zu studieren, die mein Onkel Euch durch meine Stimme bekanntgeben lässt. Zum Beispiel jene, die die Paragraphen des Gesetzes Ihnen bieten und die in sehr vielen Worten das sagen, was ich Ihnen in sehr wenigen Absätzen mitteilen will.

Sie können von ihnen nicht verhaftet werden wegen einer Summe, die geringer ist als hundert Franken. Wenn Sie also die Schwäche haben, eine oder mehrere Verpflichtungen zu unterschreiben, so tun Sie das niemals für eine Summe, die über neunundneunzig Franken neunundneunzig Centimes hinausgeht. Helfen Sie sich dadurch, dass Sie eben zweimal, dreimal, viermal, je nachdem, Verpflichtungen ausstellen.

Zweitens: Sie können weder vor noch nach Sonnenuntergang verhaftet werden, so dass der Mond

ihr Helfer wird. Blicken Sie also zu dem Monde, Ihr alle, romantische Genussmenschen!

Drittens: Man darf Sie nicht verhaften in Gebäuden, die kirchlichen Zwecken dienen, allerdings nur während des Gottesdienstes nicht. Das ist also eine schöne Gelegenheit, um sich das Repertoire der Kirche wieder ins Gedächtnis zu rufen ... Profitieren Sie von dieser Verordnung und fehlen Sie bei keinem Hochamt, keiner Messe!

Viertens: Die königlichen Residenzen haben für Sie dieselbe wunderwirkende Kraft. Also zum Beispiel der Jardin des Plantes, das Louvre, die Tuilerien, der Luxembourg, das Palais Royal (aber nur der Garten, die Galerien sind ausgenommen).

Fünftens: In Ihrem eigenen Hause, solange Sie nämlich nicht ausgehen, und unter der Voraussetzung, dass das nicht ein Hotel garni ist, und dass Sie niemanden, wer immer es auch sei, Ihre Adresse gegeben haben.

Sechstens: In jenen Örtlichkeiten, wo sich die Autorität versammelt, um die wichtigsten Staatssitzungen abzuhalten. Aber es muss eben eine Sitzung sein. Gehen Sie also in die Deputiertenkammer und hören Sie zu, was die Erwählten des Volkes über jene Freiheit sagen, die allerdings nichts mit Ihrer eigenen Freiheit zu tun hat.

Das sind die Zuflüchte, die Ihnen das Gesetz gegen die Verfolgungen der Gerichtsvollzieher gewährt. Mit ihrer Ausnahme laufen Sie überall, bei

jedem Schritt Gefahr, angerufen zu werden, am Ärmel gepackt und, wenn Sie nicht gute Beine haben, an jenen Ort geführt zu werden, dessen Name Ihnen sofort ins Gesicht springen wird, wenn Sie die nächste Seite aufschlagen . . . Nämlich:



V. Adam

Zehnte und letzte Lektion

Das Gefängnis von Sainte-Pélagie

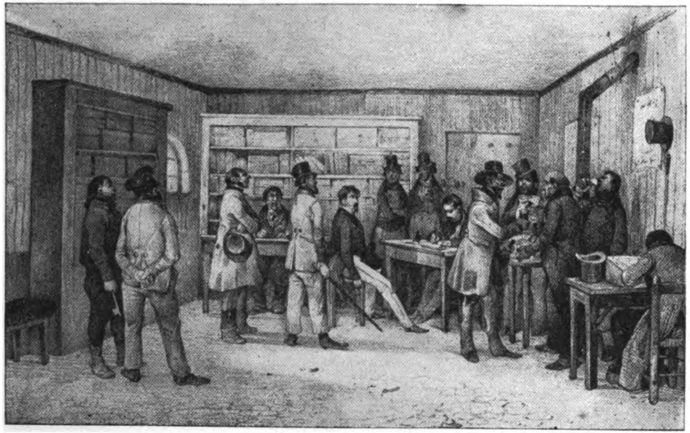
Verspätetes Geständnis. — Wegweiser. — Kenntnis der Örtlichkeiten. — Verschiedene Bildnisse. — Der neue Lebenswandel, den man befolgen muss. — Besuche. — Tröstungen. — Abschliessende Betrachtungen.

Du unglücklicher Genussmensch, es ist ein eitles Tun meines Onkels gewesen, es Euch zu verheimlichen: Ihr alle riskiert es, hier zu enden! Und sowie ein Schuldner einmal im Gefängnis sitzt, wenn er nun nicht zahlen kann und der Gläubiger sein Feind geworden ist, wie das immer der Fall ist, dann muss er einfach resignieren und sich mit dem Gedanken vertraut machen, dort fünf Jahre, die schlimmer sind als der Tod, zu verbringen. Die einzige Chance, die ihm noch fürs Herauskommen bleibt, ist die Hilfe des „Comité de Bienfaisance“, oder dass etwa der Gläubiger vergisst, jenen Vorschuss zu zahlen, den der in so traurige Lage geratene Genussmensch für seine Ernährung von ihm zu verlangen das Recht hat. In diesem Falle bringt eine einzige Stunde der Verzögerung die Freiheit zurück. Aber während Sie darauf warten, müssen Sie immerhin ins Gefängnis wandern, und ich will mich der Mühe unterziehen, Ihnen den Weg zu zeigen; denn mein Onkel, der niemals notwendig hatte, ihn einzuschlagen, wäre in Verlegenheit, wenn er selbst ihn ihnen sagen müsste.

Bemerken Sie in dieser kleinen und fast verlassenen Strasse, die man Rue de la Clef nennt, (was man clé ausspricht, selbst wenn dann ein Selbstlaut kommt, worüber uns das Diktionär der Akademie belehrt) das grosse Bauwerk, das von hohen Mauern, von eigenartig geformten Ecksteinen umsäumt ist, und dessen Fassade so aussieht, als wäre sie nur zur Hälfte aus dem Erdboden herausgekrochen? Sehen Sie diese Wachstube, dieses Schilderhaus? Erkennen Sie gut dieses vier Fuss hohe Tor mit dem Judasfenster aus acht Zoll grossen Quadraten? Klopfen Sie zweimal, senken Sie dann Ihr Haupt, und krümmen Sie sich so, dass Ihre Beine zu Ihrem Körper einen rechten Winkel bilden. Man öffnet Ihnen, Sie können eintreten! . . .

Und jetzt sind Sie drin in diesem alten Kloster (repariert und aufs neueste wieder hergestellt), das einst als Asyl schüchternen Nonnen gedient hat, und dessen Zweck es heute ist, ein Gefängnis jener Genussmenschen aller Klassen zu sein, die die Methode meines Onkels nicht gekannt haben, und um ihre Schulden zu zahlen, einen oder mehrere Wechsel unterschrieben und dann nicht eingelöst haben, oder gar jener zerstreuten Menschen, die die Gewohnheit angenommen haben, aus der Tasche ihrer Nachbarn zu nehmen, was sie vermutlich in ihre eigene zu stecken vergessen haben.

Die Schwelle, die Sie nun überschreiten, hat Sie auf ewig von dem Aufenthalt jener getrennt, die



V. Adam

„kommen und gehen". Inmitten von Paris sind Sie doch in einer andern Welt. Der grosse Zerberus da, sechs Fuss zwei Zoll hoch, jene Art von Trauermensch, dessen Hand den Neid des tapfersten Claqueurs unserer königlichen Theater erweckt, und die identifiziert werden mag mit dem enormen Schlüssel, den man fast für das Wappen eines Bischofs aus dem zwölften Jahrhundert halten könnte, — er hat erraten, dass Sie ein „Verzehrer", ein Genussmensch sind, der nun eine Art von Mietskontrakt mit einem „Schaffenden" der hier üblichen Sorte eingegangen ist. Von diesem Augenblick an ist Ihr Signalement seinem Gedächtnis eingeprägt, und erst wenn fünf Jahre dahingegangen sind, ist es ihm erlaubt, aus seinem Gedächtnis Ihre Physiognomie auszumerzen.

Ein neuer Hartentirkof, ist er unbestechlich. Nichts bewegt ihn, nichts könnte ihn milder stimmen. Er öffnet und schliesst die besagte Tür mit derselben Gleichgültigkeit dem Unglücklichen wie der Schönen, die ihn gelegentlich trösten kommt. Er lacht niemals, ausser wenn er einen Korb Chambertin oder Mercuray an sich vorbeitragen sieht. (Ach, wenn er den nur zu seinen eigenen Gunsten konfiszieren könnte! . . .) Aber ich darf mich nicht mit den Bagatellen des Eingangs aufhalten. Ich will Sie also geradeswegs zur Kanzlei führen. Sie ist ganz weit am äussersten rechten Ende des kleinen Korridors, in dem Sie sich nun befinden.

Sie stellen sich dort einem bescheidenen, weisshaarigen Beamten in kurzen Hosen vor, der eigentlich von Natur recht gutmütig ist, aber auf den Verordnungen des Herrn Polizeipräsidenten herumreiten muss. Und nun sind Sie „registriert"; und von diesem Augenblicke an können Sie sich als ein rechtmässiger Bewohner dieses Etablissements betrachten. Wenn nun der Genussmensch, der hier Mieter geworden ist, Grundsätze hat, so verlangt es der Anstand, dass er, bevor er weitergeht, eine kurze Visite beim Wirt des Hauses abstattet. Der hält sich gewöhnlich in einer benachbarten Stube auf, mit zwei weiteren Kanzlisten, die ihm als Adjutanten dienen. Sie werden erstaunt sein über die Liebenswürdigkeit seiner Formen, die Höflichkeit seiner Manieren (er ist ein guter Typus von M. Jovial).

Trotzdem *Monsieur Greffier-concierge de Sainte-Pélagie* (das ist sein offizieller Titel) immer umgeben ist von Hunden, Wächtern, traurigem Mauerwerk, trotzdem er den Argôt besser kennt als der Verfasser eines Wörterbuches über diesen Dialekt, diese Muttersprache aller Räuber und Schurken, die irgendwo einem Gefängnis entsprungen sind, und anderer *Fashionables* derselben Güte, trotzdem also drückt er sich in der distinguiertesten Weise aus. Ein Beweis, dass das Gefängnis von Sainte-Pélagie nicht nur schlecht erzogene Menschen beherbergt.

Sie werden gut daran tun, seine Bekanntschaft zu machen, besonders weil er im Innern von Sainte-Pélagie absoluter Herrscher ist. Dort ist ihm die Leitung unumschränkt anvertraut, und seine Taten und Urteile unterliegen keiner Berufung.

Nachdem Sie ihm Ihre respektvollen Verbeugungen abgestattet haben — er ist nun einmal der Wirt des Hauses —, kehren Sie wieder um, durchschreiten den Mitteltrakt und dringen ins Innere des „Hotels" vor. Da finden Sie nun zwei Türen. Die eine ist die Tür, die zu den Gemächern führt, wo Leute festgehalten werden, weil sie abweichende Meinungen über Politik oder über Besitzfragen gehabt haben, die geht Sie aber nichts an. Ihre ist die andere, die linke; die führt ins Schuldgefängnis. Sie klopfen, man öffnet Ihnen, Sie zeigen Ihren Schein vor, und nun sind Sie endgültig drin.

Ein Deputierter [1]) hat einmal von der Rednertribüne aus gesagt, dass das Los der wegen Schulden Eingesperrten gar nicht so zu bedauern ist, wie man das gewöhnlich in der Öffentlichkeit meint, denn sie gäben ja jeden Tag Feste. In dieser Erklärung steckt zwar irgendwo ein Körnchen Wahrheit, aber sie zeigt den gänzlichen Mangel an Generosität des Redners.

Ich weiss wohl, dass man in Sainte-Pélagie eine gewisse Zahl von Genussmenschen findet, die ver-

1) M. Bayre.

suchen, sich an reichbesetzten Tischen über ihr Unglück hinwegzusetzen in Gesellschaft von andern Genussmenschen, ihren Freunden, die zu Besuch kommen. Aber die Hauptmenge der Schuldner steckt im tiefsten Elend drin, und einzelne würden ohne die Hilfe ihrer Genossen geradezu elendig zugrunde gehen.

Was ich hier sage, ist aufs Wort wahr, und mehr als einer meiner Leser wäre in der Lage, selbst darüber zu urteilen, wenn er nicht schon die vielen Theorien, die mein Onkel lehrt, praktisch ausgeführt hätte.

Das Gesetz verpflichtet den Gläubiger, der jemanden in Gefangenschaft setzen will, dem Schuldner eine Summe von zwanzig Franken im Monat vorzustrecken. Von dieser Summe hat der Schuldner zuerst die Miete für sein Bett und für die übrigen Möbel seines neuen Aufenthalts, so bescheiden sie auch seien, zu bezahlen, und das kostet ihn ungefähr die Hälfte von dem, was er monatlich bekommt. Zehn Franken ist der feste Preis, so wie für eine kleine Pastete. Es bleiben ihm also zehn Franken, um sich zu ernähren. Zehn Franken, oder schöner gesagt, tausend Centimes auf dreissig Tage (der Monat durchschnittlich zu dreissig Tagen gerechnet) verteilt, das macht dreiunddreissig zwei Drittel Centimes oder sechs Sous und zwei Heller ungefähr für den Tag aus, und mit denen soll er sich zwei Mahlzeiten anschaffen. Es bleiben ihm



V. Adam

dann noch zehn Centimes oder zwei Sous im Monat, um sich Kleider zu kaufen, seine Wäsche zu bezahlen und seine Beheizung, zu spielen, zu lesen, Geschenke zu machen usw. usw.

Das ist sicherlich nicht zuviel, und ich zweifle sehr, ob ein Nationalökonom, und wäre er selbst von derselben Güte wie mein Onkel am Ende seiner Laufbahn war, je in der Lage wäre, seine Geschäfte in Ordnung zu halten, selbst ohne seine Schulden zu zahlen, wenn er ein solches Einkommen hätte.

Allerdings, es ist wahr, der Minister des Innern kommt den Schuldnern zu Hilfe, indem er unter sie verteilen lässt, was man *pitance* nennt, das heisst, eine Schale magerer Bouillon, in der etwas trockenes Gemüse schwimmt, die an den Donnerstagen, Sonntagen und den heiligen Festen durch eine sogenannte „fette“ Bouillon ersetzt wird, die noch dazu begleitet ist vom Teil einer Kuh, die man auf allgemeine Vereinbarung hin dem männlichen Geschlechte zugeschrieben hat.

Wenn der arme Schuldner eine Familie hat, und wenn diese Familie nicht im Überflusse lebt, dann ist es noch notwendig, dass er das wenige, das man ihm gibt, mit seiner Frau und seinen Kindern teilt. Wahrhaftig, welch trauriges Bild! Ein armer, seiner Freiheit beraubter Unglücklicher, der am Ostertage oder am Weihnachtsabend nichts hat als diese pitance, auf die nun noch seine Frau und seine ausgehungerten Kinder angewiesen sind . . .

Mein Onkel, der zwar niemals seine Kinder gekannt hat — weil man nämlich niemals seine Frau gekannt hat —, hinterliess, trotzdem er selbst seinen Fuss nie nach Sainte-Pélagie gesetzt, dennoch ein Bild, das auf eine treffliche, allerdings erschütternde Weise das dort herrschende Elend zeigt. Er hat das auf dem Wege eines Analogieschlusses erreicht.

Immerhin, ich muss es zugeben, dieser elende Zustand ist nicht für alle der gleiche. Die Genussmenschen, die als Schuldner in Sainte-Pélagie eingesperrt sind, finden dort eine Table d'hote, und drei oder vier Restaurants, die von der besser gestellten Klasse besucht werden und die, was wahrhaftig wundernimmt, ebensogut Kredit geben wie die reichsten Restaurants der Residenz. Das kommt ohne Zweifel als Unterstützung in Frage für die Behauptung meines Onkels: „Wer keinen Kredit gibt, macht bankerott." Ich, für meine Person, muss ja allerdings der Ansicht Ausdruck geben, dass, wenn es irgendeinen Restaurateur gibt, der keinen Kredit geben soll, so hat es der von Sainte-Pélagie zu sein. Nun, ganz das Gegenteil ist in Wirklichkeit der Fall!

Es gibt in diesem zurückgezogenen Orte auch Cafés, wo man rauchen kann, ja einen Klub, wo man spielt, zum Beispiel Ekarté, und ein Lesezimmer, wo alle Zeitungen gehalten werden, ausgenommen der Moniteur, die Gazette de France . . .

Das Innere von Sainte-Pélagie erinnert an eine

grosse Karawanserei. Dort werden ja auch Leute aus allen Ländern und aus allen Berufen aufgenommen. Man zählt dort ungefähr zwanzig Offiziere, unter denen ein halbes Dutzend Kolonels sind und ein Generalleutnant; die Marquis, die Grafen und Barone, die Freiherren sind immer in grosser Zahl vorhanden; von Zeit zu Zeit sieht man selbst Abbés dort. Der Rest der Bevölkerung setzt sich aus Schriftstellern, Musikern, Malern, Arbeitern, Restaurateuren, Wasserträgern, Schneidern und Räubern der verschiedensten Art zusammen. Die seltensten Wesen in Sainte-Pélagie sind ein Kaufmann oder ein Gendarm.

Da jeden Tag zwischen fünfundsiebzig und hundertfünfzig Besucher kommen, also durchschnittlich hundert, da diese Besucher doch nicht auf Kosten der eingesperrten Schuldner leben können, so verdienen sogar die Restaurationen und Cafés etwas. Ohne diese Hilfsquellen, die von aussen kommen, würde wahrscheinlich die Mehrzahl dieser Etablissements sich nicht lange halten können, denn im allgemeinen verzehren die eingesperrten Genussmenschen wenig und zahlen gar nichts. In der Tat sind die Restaurateure und Cafetiers dort auch nicht gerade berühmt. Die Habitués scheinen alle jene Praktiken zu kennen, die mein Onkel lehrt, ohne aber die Theorie selber praktizieren zu können. Da ist nun eine grosse Aufgabe, die dieses Werk für alle jene, die noch nicht in Sainte-Pé-

lagie gewesen sind oder schon herausgekommen sind, zu vollbringen hat . . .

Wenn man so einen unglücklichen eingesperrten Genussmenschen in Sainte-Pélagie besuchen will, genügt es nicht, auf die Polizeipräfektur zu gehen und dort die Erlaubnis zu verlangen, — man muss sich vorher mit einer Autorisation, und zwar mit einer schriftlichen von dem Schuldner, den man besuchen will, versehen haben. Nur auf Grund dieser Autorisation, die auf der Kanzlei des Etablissements ihren Stempel erhalten haben muss (und zwar durch den ehrenwerten Beamten, von dem ich am Anfang der Lektion gesprochen habe), kann Ihnen der sehr ehrenwerte Herr der Polizeipräfektur die Erlaubnis ausstellen.

Diese Massregel, die fürs erste eine Beschränkung der Freiheit des Eingesperrten scheint, ist nicht allein notwendig, sondern sogar höchst menschenfreundlich. Ohne sie könnten die unglücklichen eingesperrten Genussmenschen Tag für Tag von ihren Gläubigern, den sogenannten „Schaffenden“ gequält werden, trotzdem sie schon hinter Schloss und Riegel sind. Diese Art der Besuchsordnung gibt sogar dem Eingesperrten die Möglichkeit, in seinem Gefängnis nur jene Personen zu empfangen, die die Langeweile seiner Gefangenschaft etwas lindern können. Was die Gläubiger betrifft, so haben sie kein anderes Mittel ihre Schuldner zu sehen, als indem sie sie in die Kanzlei rufen lassen. Und



V. Adam

selbst dorthin zu gehen, können jene ablehnen, wenn sie den berechtigten Verdacht haben, dass der, der kommt, nichts anderes will, als ihnen wiederum Scherereien machen, ohne aber ein Arrangement der Angelegenheit, das zur Befreiung führt, herbeizuführen.

Überdies gibt es in Sainte-Pélagie, wie übrigens im ganzen Leben, nur zwei grosse Epochen: die, wo man kommt, und die, wo man weggeht. Die ersten Tage im einen Falle, sowie die ersten Jahre im andern scheinen endlos. Aber wenn man in eine gewisse Periode gelangt ist, überstürzen sich die Tage nur so mit ganz ausserordentlicher Schnelligkeit. Die letzte Woche im Gefängnis, wie die letzte Lebenszeit, verstreicht rapid und hinterlässt in der Erinnerung nur flüchtige Spuren; man zählt dann die Tage so wenig, wie der Greis die Jahre zählt. Ich hätte es gern, dass jemand mir einmal dieses Phänomen klar erklärte; es ist übrigens erwiesen, dass grosse unbegrenzte Zeiträume dem Glücke überhaupt schädlich sind. Vor allen Dingen hat man es notwendig, das Endziel zu sehen und zu fühlen. Milton arbeitete an seinem „Eden" in einem Keller. Rousseau schrieb seine schönsten Seiten in einer Scheune. Cervantes vollbrachte sein Meisterwerk in einem Kerker, und mein Onkel verfasste diese gelehrte Abhandlung im Spital. Aber was sind Milton, Rousseau, Cervantes und eine Menge Anderer, die ich mit Leichtigkeit noch nennen

könnte, im Vergleich zu meinem Onkel! Alle diese grossen Genies haben ja niemals auch nur einen Sou Schulden gehabt! . . .

Schluss

Moral,

die aber nichts zu tun hat mit der, die mein Onkel in seinem Werke predigt, und die statt der seinigen zu befolgen ich schon aus diesem Grunde meinen Lesern anraten würde.

Wir leben, Gott sei Dank, nicht mehr in einer Zeit, wo es zum guten Ton gehört, Schulden zu haben, und wo Gläubiger im Vorzimmer mehr Ehre bringen als Lakaien im Vorzimmer.

Die Verrücktheit einiger junger Herren aus der Zeit des alten Hofes hatte zwar unmerklich alle Stände durchdrungen, aber es war meinem sehr bemerkenswerten Onkel überlassen, ein Prinzip des Zivilrechtes, des politischen und Handelsrechtes, kurz gesagt, ein Buch zu machen, um ausdrücklich zu beweisen, dass unbezahlte Schulden ein unbestreitbarer Beweis für das Glück dessen sind, der sie gemacht hat.

Ich muss ihn um Verzeihung bitten, aber gerade während ich die Redaktion seiner „Kunst, die Schulden zu zahlen, die Gläubiger zu befriedigen, ohne auch nur einen Sou auszugeben", besorgt habe, bin ich niemals imstande gewesen, seine Moral auch meinerseits zu schätzen. Ich habe noch weniger den Witz seiner Spässe empfunden, wenn ich über die Mittel nachgedacht habe, die er anrät, um imstande zu sein, seine Schulden nicht zu zahlen, wenn man unglücklicherweise gezwungen war, welche zu machen, und wenn man nun die Möglichkeit gefunden hat, keine mehr zu haben, indem man sie zahlt, das heisst, mit Bargeld bezahlt. Es scheint

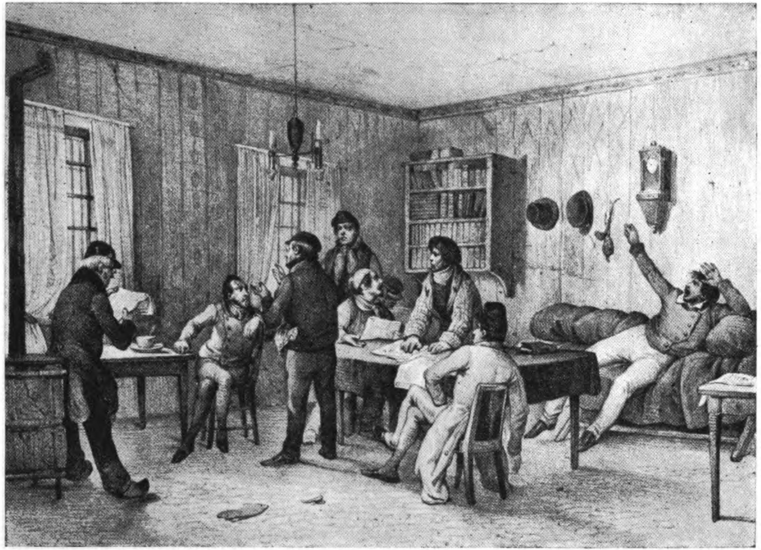
mir, dass Schulden, welcher Art sie auch seien, Verpflichtungen sind, die man ebenso ernst nehmen muss wie alle andern, dass also weder Geist noch Ehre darin liegt, seinen Verpflichtungen nicht nachzukommen.

Ich weiss es sehr wohl, und alle Welt weiss es, dass die Gesetze der Gesellschaft in diesem Falle etwas gestatten — und zwar durch eine jener Inkonsequenzen, von denen Beispiele in unseren Sitten und Gebräuchen anzuführen mir leicht genug wäre —, was das Gesetz verdammt. Ich weiss auch, dass zwar am Tage die Gerichte die Schuldner verurteilen, des Abends aber die Theaterstücke sich über die Gläubiger lustig machen, und dass es gewissermassen eine Vereinbarung der grossen Welt und des Theaters ist, über Streiche zu lachen, die man den Gläubigern Tag für Tag spielt. Aber mit der Zeit werden die Gläubiger müde, wenn sie viele zwecklose Wege gemacht haben, sie werden es müde, immer wieder den Aufschub zu gewähren, um den man sie bittet, und schliesslich werden sie standhaft und bekommen ein gerichtliches Schriftstück, das ihnen die Zwangsvollstreckung gestattet, und der Schuldner kann nichts anderes tun, um neuen Kredit zu bekommen, als wenigstens einen Teil zu zahlen, und zu diesem Zweck geht er nun zu einem Wucherer. Diese ehrenwerten Geschäftsleute, die immer genau Bescheid wissen über die Bedürfnisse und auch über den Kredit Jener, die

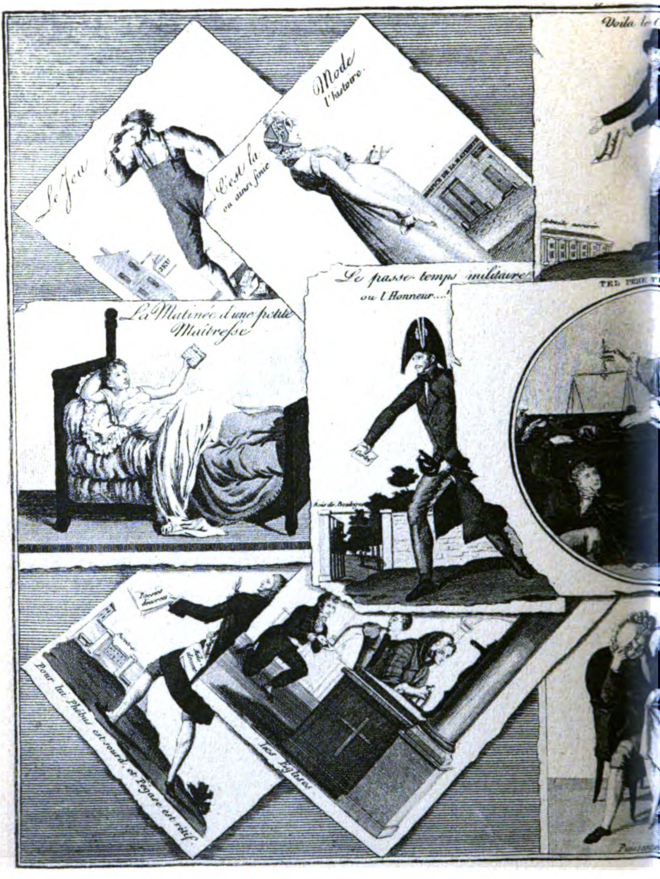
zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, kennen aber auch besser als irgend jemand den Wert eines unterschriebenen, gestempelten Schuldscheines. Der verwirrte Mensch, der in ihre Hände fällt, kann, solange er will, den Satz meines Onkels wiederholen: „So viel Scheine als ihr wollt, aber keinen richtigen Wechsel“; nur zu diesem Preise bekommt er schliesslich doch Geld, und noch dazu zu ganz enormen Zinsen. Die Tage verstreichen, der Tag der Fälligkeit kommt, der Wechsel wird protestiert, ein Gerichtsurteil wird erlassen, wird ihm bekannt gegeben, M. Legrip und Konsorten verlassen Sie, und am andern Tage kommt unser Elegant aus dem Bois zurück, tritt ins Café de Paris und wird, ohne dass man nun auf die Mode oder auf seinen guten Appetit Rücksicht nimmt, eingeladen, auf Grund eines Urteils des Handelsgerichtes, das in der Börse seinen Sitz hat, sich in jenes Gefängnis in der Rue de la Clef zu begeben und dort zwischen vier Mauern sein Leben zu verbringen, bis ein gütiger Vater, eine zärtliche Mutter, eine gefällige Geliebte, ein generöser Freund oder schliesslich ein Onkel von einem andern Schlag, als der meine es war, ihn seinen süssen Gewohnheiten zurückgibt, indem er seine alten Schulden tilgt und ihm dadurch das Mittel verschafft, *neue* zu machen.

Immerhin, es gibt einen tröstlichen Gedanken. Und der ist: dass es von Tag zu Tag schwerer wird, sich in Paris, wie man das früher konnte,

ein Einkommen aus seinen Schulden zu schaffen. Die Geschäftsleute sind weniger leichtgläubig, die Handwerker weniger geduldig, die Wucherer weniger zahlreich, die Verwandten, die Geliebten, die Freunde weniger generös, und die Gerichte strenger als in der Zeit, wo mein origineller Onkel lebte. Immerhin, Gott schenke ihm den Frieden und Mitleid!



V. Adam

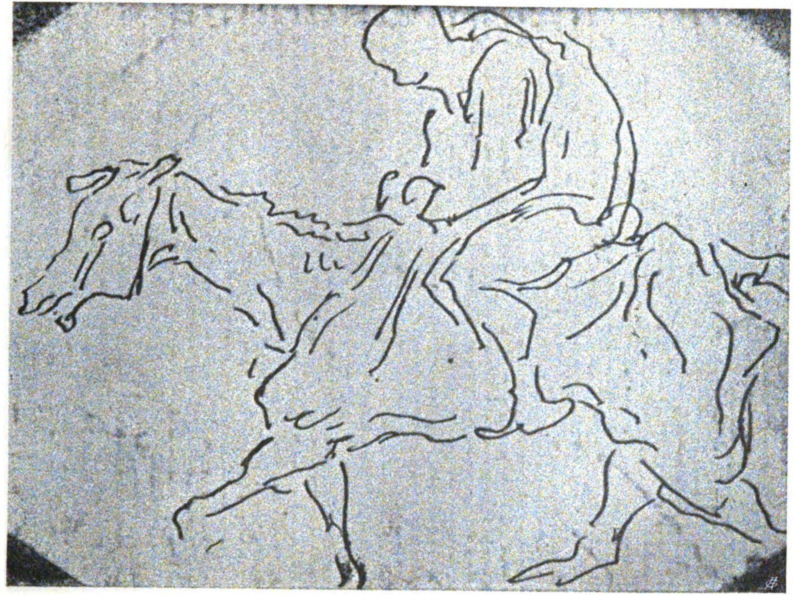


Le Jeu
C'est la Mode
ou ainsi finie l'histoire
La Matinée d'une petite Maîtresse
Le passe temps militaire
ou l'Honneur...!
Pour lui Phébus est sourd, et Pégase est rétif
Les Eglises



Commerce
EL FILS.
Le bon Genre
ou aux grands maux, les grands remèdes
L'Humanité du Siècle
ou je ne peut rien vous donner.
Les Parents d'aujourd'hui
ou les Héritiers
de l'or

Theorie des Ganges



Daumier

Beim jetzigen Stande der menschlichen Erkenntnis stellt diese Theorie meiner Ansicht nach die neueste Wissenschaft dar, — und dabei ist es die merkwürdigste, mit der man sich abgeben kann. Sie ist sozusagen eine *Jungfrau.* Ich hoffe, die Bedeutung, die diese kostbare wissenschaftliche Jungfräulichkeit im Zusammenwirken aller Kräfte hat, an der Hand einiger für die Geschichte des menschlichen Geistes wichtiger und nützlicher Beobachtungen nachweisen zu können. Etwas so Rarem wie einer Jungfrau zu begegnen, das war schon zu Rabelais' Zeiten eine ungemein schwierige Sache, um welchen Bezirk des Lebens auch immer es sich handelte. Noch schwieriger aber scheint mir die Aufgabe, ihre Existenz in unseren Tagen zu erklären. Muss nicht rings um sie her alles geschlafen haben, Laster sowie Tugend? Hätte also auf diese Art Perrault, ohne M. Ballanche zu sein, in seinem „Dornröschen" unbewusst einen Mythus geschaffen? Wahrlich, das wäre ein beneidenswertes Privilegium jener Männer, deren Genie reine Naivität ist! Ihre Werke sind feingeschliffene Diamanten, deren Facetten die Ideen aller Epochen auffangen und widerspiegeln. Hat nicht Lautour-Mézeray, ein Mann von Geist, der den Gedanken auf den Grund zu gehen weiss und alles zu deuten versteht,

im „Gestiefelten Kater“ den Mythus der „*Reklame*“ entdeckt, dieser modernen Grossmacht, die Geld herschafft für Dinge, deren Gegenwert man vergeblich in den Kassen der Bank von Frankreich suchen würde? Denn sie eskomptiert ja, was an Geist in dem albernsten Publikum von der Welt zu finden ist, an Leichtgläubigkeit in einer Epoche des Unglaubens, Teilnahme im Innersten des selbstsüchtigsten Jahrhunderts.

Und da wir in einer Zeit leben, wo jeden Morgen eine unendliche Zahl ideenhungriger Gehirne erwacht, die den Profit, der in einer Idee stecken mag, zu wägen wissen, und die sich eiligst jeden Tag von neuem auf die Ideenjagd begeben, weil jedes neue Ereignis unter dem Monde eine nur ihm eigene und zugehörige Idee erzeugt, — ist es da nicht zu loben, wenn Einer dann noch imstande ist in Paris, auf einem so viel durchforschten Terrain, Adern zu entdecken, aus denen noch einige Goldkörnchen zutage gefördert werden können?

Das klingt anspruchsvoll. Aber man verzeihe dem Autor sein Hochgefühl! Mehr noch, man gestehe, dass es berechtigt ist. Denn ist es nicht in der Tat merkwürdig, festzustellen, dass seit der Zeit, wo der Mensch *geht*, noch keiner sich gefragt hat, warum er geht, wie er geht, wenn er geht, ob er besser gehen könnte, was er beim Gehen tut, ob es kein Mittel gäbe, seinen Gang zu besteuern, zu verändern, zu analysieren? Sind das nicht Fragen,

die in allen philosophischen, psychologischen und politischen Systemen, die je die Welt beschäftigt haben, ihren Platz haben sollten?

Wie konnte das nur geschehen? Der selige M. Mariette von der Akademie der Wissenschaften hat berechnet, welche Wassermengen auf den geringsten Bruchteil einer Minute unter jedem einzelnen Bogen des Pont Royal hindurchlaufen, bei genauer Beobachtung der Unterschiede, die in der Trägheit des Wassers, in der Öffnung des Bogens und in den atmosphärischen Veränderungen der Jahreszeiten begründet sind! Und nie ist es einem Gelehrten eingefallen, zu untersuchen, zu messen, zu wägen, zu analysieren, unter Zuhilfenahme mathematischer Formeln auszurechnen, wieviel der Mensch durch schnelleres oder lässigeres Gehen von seinem Fluidum verliert, oder wieviel er durch eine Änderung seiner Gangart sparen könnte an Kraft, Leben, Energie, die wir sonst in Hass, Liebe, Geschwätz oder irgend gedankenloses Tun umsetzen ...?

Ja, weiss der Himmel, eine Menge von Männern, alle ausgezeichnet durch den Umfang ihres Gehirnkastens, die Schwere und die feinen Windungen ihres Gehirns, Mechaniker, Geometer usw. haben Tausende von Theorien, Hypothesen, Vermutungen, Andeutungen über die den *Dingen* zugehörige Bewegung deduziert. Sie haben die Gesetze der Bewegung der Himmelskörper entdeckt. Sie haben die Ebbe und die Flut in jeder ihrer Launen er-

fasst und in eine für Seeleute unanfechtbare Formel gebracht. Aber nicht *Einer*, weder ein Physiologe noch ein Arzt ohne Patienten, weder ein müssiger Gelehrter noch ein Narr, weder ein vom Zählen von Getreidekörnern ermüdeter Statistiker noch sonst irgendein menschliches Wesen, hat über die Gesetze der den *Menschen* eigentümlichen Bewegung — über das *GEHEN* also — nachgedacht.

Ja, Sie fänden leichter das von Charles Nodier in seiner ganz pantagruelesken Satire „Histoire du roi de Bohême" heraufbeschworene „*De pantouflis veterum*" als den geringsten Band *De re ambulatoria . . .!*

Und doch, schon vor mehr als zweihundert Jahren konnte man den Grafen Oxenstierna sagen hören:

„Das Hin- und Hergehen ist es, das unsere Soldaten und unsere Höflinge aufbraucht!"

Champollion, ein fast Vergessener, verschlungen von dem Ozean jener dreissigtausend berühmten Namen, auf dessen Oberfläche sich später mit Mühe und Not *hundert* erhalten, Champollion hat sein Leben damit verbracht, Hieroglyphen zu entziffern, diesen Ubergang von der naivsten bildlichen Darstellung menschlicher Vorstellungen zum chaldäischen Alphabet, das von einem Mönch gefunden und von Handelsleuten vervollkommnet ward; wieder eine zweite Übergangsstufe war es, als man von der Vokalisation zum Druck schritt, der endgültig

den Untergang des gesprochenen Wortes gebracht hat. Aber keiner hat daran gedacht, uns den Schlüssel der ewigen Hieroglyphen, des *menschlichen Ganges*, zu geben!

— — — An diesem Punkte meiner Erwägungen angelangt, habe ich, Sterne nachahmend, der seinerseits ein wenig den Archimedes kopierte, in die Hände geklatscht, habe meine Mütze in die Luft geworfen und ausgerufen: „Eureka!" — — —

Warum aber sind gerade dieser Wissenschaft die hohen Ehren des Vergessens zuteil geworden? Ist sie nicht ebenso tief und ebenso frivol, ebenso wichtig und ebenso gleichgültig wie jede andere Wissenschaft? Steckt nicht im Grunde ein niedlicher kleiner Nonsens, die Grimasse ohnmächtiger Dämonen in all diesen Räsonnements? Sollte der Mensch nicht imstande sein, auf diesem Gebiete ebenso erhaben komisch zu wirken, als irgendwo anders? Wäre er nicht auch hier M. Jourdain, der Prosa spricht, ohne es zu wissen, also der geht, ohne zu ahnen, was für grosse Fragen sein Gang aufrührt? Warum hat man sich so angelegentlich mit dem Lauf der Gestirne beschäftigt und liess den Gang des Menschen unbeachtet in einem dunklen Winkel? Wären wir etwa ebenso glücklich oder unglücklich (abgesehen von der ganz individuellen Dosierung jenes Fluidums, das so wenig zutreffend *Phantasie* genannt wird), einerlei, ob wir nun alles von dieser neuen Wissenschaft wissen oder ignorieren?

Du armer Mensch des neunzehnten Jahrhunderts! Welche Lüste hast Du zuguterletzt aus der Gewissheit gesogen, dass Du — wenn Cuvier recht hat — das letztentwickelte Gattungsexemplar bist, — hat aber Nodier recht, — ein erst in der Entwicklung begriffenes Wesen?

Welche Genüsse schaffte Dir der authentische Nachweis, dass einst die Meere die Gipfel der höchsten Berge überfluteten, oder jene unwiderlegbare Erkenntnis, die alle asiatischen Religionen im Kern vernichtet und das Glück aller je gewesenen Vergangenheit hinterdrein noch zerstört hat, — nämlich des Herrn Herrschel Weisheit, die der Sonne ihr Licht und ihre Wärme ableugnet? Welche politische Sicherheit erwuchs Dir aus den in vierzig Revolutionsjahren vergossenen Blutströmen? Du armer Mann! Die Marquisen sind dahin, dahin die kleinen Soupers, die Académie française! Du darfst Deine Dienstboten nicht mehr prügeln und hast dafür die Cholera gekriegt! Gäbe es nicht noch Rossini, die Taglioni, Paganini, Du könntest Dich nicht mehr amüsieren! Dennoch trägst Du Dich mit dem Gedanken — so Du in dem ewigen Geleise Deiner neuen Errungenschaften fortfährst —, Rossini die Hände, der Taglioni die Füsse und Paganini seinen Fiedelbogen zu brechen. Vierzig Jahre Revolution haben vor allem jenes einzigartige politische Aphorisma gezeitigt, das Bertrand Barrère kürzlich so formuliert hat: „Stör'

niemals eine Frau beim Tanz, um ihr einen Rat zu geben."

Diese Sentenz ist mir gestohlen worden. Gehört sie denn nicht vor allem zu den Axiomen *meiner* Theorie?

Sie fragen, was soll all das erregte Pathos für eine so prosaische Weisheit, wozu all der Lärm um nichts weiter, als die Kunst, den Fuss zu heben? Ja wissen Sie denn noch nicht, dass der Wert einer Sache allzeit im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Nützlichkeit steht?

Also: diese Wissenschaft ist mein Besitz! Wie Pizarro mit dem Rufe: „Dies Land gehört dem König von Spanien!" einst den Boden Amerikas betrat, so pflanze ich hier als Erster meine Fahne auf. Pizarro hätte immerhin eine kleine Proklamation zugunsten der Ärzte hinzufügen sollen ...

Vor mir hat allerdings schon Lavater gesagt, dass alles im Menschen homogen, und demnach sein Gang zumindest ebenso beredt sei wie seine Physiognomie. Denn der Gang ist die Physiognomie des Körpers.

Aber das war ja nur die erste natürliche Schlussfolgerung seines ersten Lehrsatzes: „Alles an uns entspricht einer inneren Notwendigkeit." Er, der ganz erfüllt war von seiner Lehre, die aus allen Einzelbeobachtungen jeder Offenbarung des menschlichen Geistes eine klare, fest umrissene Wissenschaft machen wollte, konnte unmöglich die

Theorie des Ganges im besonderen würdig entwickeln; sie nimmt denn auch nur einen geringen Raum in seinem grossartigen und verwickelten Werke ein. Darum bleiben auch alle Probleme, die sich aus dieser Materie ergeben, noch zu lösen und zu erforschen, sowie die Frage, von welcher Art das Band ist, das gerade diese Lebensäusserung mit unserer ganzen individuellen, sozialen und nationalen Existenz verknüpft.

. . . *Et vera incessu*
Patuit dea . . .

„. . . Durch ihren Gang offenbarte sich die Göttin . . .“

Diesem fragmentarischen Verse Virgils wäre noch ein dem Sinne nach gleicher Homers an die Seite zu stellen; ich mag ihn aber nicht zitieren, um nicht ein Pedant gescholten zu werden. Beide erweisen die Bedeutung, die von den Alten dem Gange beigemessen wurde.

Und wer von uns armen, ehedem mit Griechisch geschundenen Schülern weiss nicht, dass Demosthenes dem Nicobul zum Vorwurf machte, er hinke wie ein Teufel, und eine solche Art, zu gehen, als einen Mangel an Lebensart, einem frechen Ton der Rede gleichstellte?

La Bruyère hat über dieses Thema ein paar merkwürdige Zeilen geschrieben. Aber diese wenigen Zeilen haben keinen wissenschaftlichen Charakter;

sie heben nur eine Tatsache unter den tausenden hervor, von denen es hier wimmelt.

„Es gibt Frauen," sagt er, „die, ohne gross zu sein, gross scheinen, was irgendwie mit dem Ausdruck der Augen, der Haltung des Kopfes, der *Art, zu gehen*, zusammenhängt."

Ich erwähne dies alles, um zu beweisen, wie sehr ich mich gemüht habe, der Forschung vergangener Zeiten gerecht zu werden.

Und nun durchblättern Sie alle Bibliographien, verschlingen Sie alle Kataloge, alle Manuskripte der Bibliotheken, — mit Ausnahme eines vielleicht kürzlich hervorgekratzten Palimpsests werden Sie nichts entdecken können als diese Fragmente, die auch mit der Wissenschaft als solcher nichts zu tun haben. Wohl gibt es Abhandlungen über den Tanz, über die Mimik, sowie Borellis „Abhandlung über die Bewegung der Tiere", dann noch einige kürzlich veröffentlichte Spezialartikel von Ärzten, die offenbar dieses völlige Stillschweigen der Wissenschaft über unsere bedeutungsvollsten Handlungen plötzlich aufgeschreckt hat. Aber wie Borelli, haben sie weniger nach den Ursachen geforscht, als die Wirkungen festgestellt.

Darum: wenn man nicht gerade der liebe Gott in eigener Person ist, kann man bei Behandlung dieses Themas schwer vermeiden, immer wieder auf Borelli zurückzukommen. Es existiert also nichts Physiologisches, nichts Psychologisches, nichts

Transzendentales, nichts Peripathetisch-Philosophisches über diesen Gegenstand, einfach nichts! Und deshalb gäbe ich für die lumpigste Muschel, für das Kleingeld eines Indianers alles, was ich je gesagt, aufgeschrieben habe, aber verkaufte nicht um eine Welt von Gold diese Theorie, die schön ist wie alles Funkelnagelneue! Ein neuer Gedanke ist eben mehr als die Welt: er schafft eine neue Welt, alles andere nicht mitgerechnet. Ein neuer Gedanke! Welcher Reichtum für den Maler, den Musiker, den Dichter!

Hier endet meine Vorrede. Und ich beginne.

Ein Gedanke hat drei Lebensalter. Bringen Sie ihn in dem ersten fruchtbaren Rausche der Empfängnis zum Ausdruck, dann trägt er stets die Marke eines jähen, mehr oder weniger glücklichen Wurfes, und hat gewiss ein Feuer, das etwas von Pindarscher Verve haben wird. So hat's zum Beispiel Daguerre gemacht, der sich zwanzig Tage einschloss, um dann sein prächtiges Gemälde der Insel St. Helena zu schaffen, diese ganz danteske Inspiration.

Versäumen Sie aber dieses erste Glück geistiger Zeugung, und lassen Sie diesen sublimen Paroxismus des aufgepeitschten Intellekts, wo alle Schrecken der Geburtswehen hinter den Lüsten zerebraler Überreizung verschwinden, ungenützt verdampfen, dann fallen Sie jäh in einen tiefen Abgrund voller Schwierigkeiten. Alles wird blass und schwach. Sie werden stumpf, der Stoff zerbröckelt in Ihren Händen, Ihre eigenen Ideen langweilen Sie. Die Peitsche Ludwigs XIV., die Sie eben noch schwingen konnten, um Ihre Ideen anzutreiben, ist plötzlich in die Hände dieser phantastischen Kreaturen geraten; nun sind es Ihre eigenen Ideen, die über Sie herfallen, Sie müde hetzen, Sie mit Peitschenhieben, gegen die Sie sich aufbäumen, traktieren. Da haben wir den Dichter, den Maler, den Musiker, der spa-

zieren geht, müssig über die Boulevards schlendert, um Spazierstöcke feilscht, alte Truhen einhandelt, sich tausend flüchtigen Launen hingibt, wie man eine Geliebte verlässt, die liebevoller oder eifersüchtiger ist, als sie sollte!

Und nun kommt das dritte Lebensalter eines Gedankens. Er hat Wurzel gefasst in Ihrer Seele, er ist in ihr gereift. Dann, eines Abends oder eines Morgens, wenn der Dichter sein seidenes Halstuch löst, wenn der Maler noch gähnend seine Glieder streckt, wenn der Musiker seine Lampe auslöscht, während noch köstliche Töne in seinem Innern widerklingen, oder in seiner Erinnerung ein hübscher kleiner Frauenfuss oder Gott weiss was auftaucht, woran man eben beim Einschlafen oder Erwachen denkt, — da steht plötzlich seine Idee vor ihm, in der ganzen Anmut ihrer Frühlingstriebe, ihres Blütenreichtums, die *Idee*, lächelnd, malitiös, üppig, lüstern, schön, nun, wie ein schönes Weib oder schön wie ein Ross ohne Fehl.

Und da stösst der Maler seine Daunendecke von sich, wenn er nämlich eine Daunendecke hat, und ruft: „Fertig! Jetzt hab' ich mein Bild!"

Der Dichter hatte nur *einen* Gedanken, und nun sieht er vor sich das ganze Werk. „Wehe dem Jahrhundert . . .!" schreit er, einen Stiefel durch das Zimmer schleudernd.

Dieses ist die Theorie des Ganges — eines Gedanken.

Ohne mich nun weiter auf Diskussionen über das Pathologische solcher Angelegenheit einzulassen, was ich den Gehirnphysiologen und deren Systematik überlasse, erkläre ich, dass die hier vorliegende „Theorie des Ganges“ mir alle Genüsse solcher ersten Empfängnis, das Liebespfand des Gedankens, geschenkt hat; und dann alle Kümmernisse, die man erlebt, wenn man ein verwöhntes Kind erzieht, was viel Geld kostet und seine Ungezogenheiten oder Laster nur noch vervollkommnet.

Wenn ein Mann einen Schatz findet, dann ist sein zweiter Gedanke die Frage nach dem Zufall, der ihm den Fund gebracht hat. Ich will also erzählen, wo mir die Theorie des Ganges zuerst begegnete, und warum keiner vor mir sie je bemerkt hat.

Ein Mann wurde wahnsinnig, weil er zu tief über die Tätigkeit des Öffnens und Schliessens einer Tür nachgedacht hatte. Er fing an, die logischen Vorgänge zu vergleichen, die bei dieser menschlichen Handlung eintreten, die Bewegungen also, die in beiden Fällen absolut gleich sind und doch in ihren Resultaten so verschieden. In der Zelle nebenan hauste ein anderer Narr, der herausbekommen wollte, ob das Ei vor der Henne, oder die Henne vor dem Ei dagewesen war. Alle Beide redeten ohne Pause, der eine von seiner Tür, der andere von seinem Huhn, ohne von Gott, den sie befragten, je Antwort zu erhalten.

Der Narr ist ein Mensch, der den Abgrund sieht und in ihn fällt. Der Gelehrte hört ihn fallen, nimmt sein Lot und misst die Tiefe, baut eine Treppe, steigt hinab, kommt wieder herauf und verkündet, sich vergnügt die Hände reibend, der Welt: „Dieser Abgrund hat eine Tiefe von achtzehnhunderttausendundzwei Fuss, die Temperatur auf dem Grunde ist um zwei Grad wärmer, als die unserer Atmosphäre." Dann lebt er in seiner Familie ruhig weiter. Der Narr bleibt in seiner Zelle. Alle Beide sterben. Und Gott allein weiss, welcher von den Beiden, der Narr oder der Gelehrte, der Wahrheit nähergekommen ist. Empedokles war der erste Gelehrte, der etwas von Beiden hatte.

Nicht eine Bewegung gibt es, nicht eine einzige unserer Handlungen, wo es keinen Abgrund gäbe, in dem der weiseste Mann seinen Verstand lassen könnte, und der nicht einem Gelehrten willkommene Gelegenheit gewährte, nach seiner Elle zu greifen und zu versuchen, mit ihr das Unendliche zu messen. Etwas vom Unendlichen steckt im unscheinbarsten „*gramen*".

In diesen Betrachtungen hier werde ich stets zwischen dem Messen des Gelehrten und dem Taumeln des Narren hin und her pendeln müssen. Ich fühle mich verpflichtet, davon loyalerweise den, der dies lesen will, zu verständigen, denn es gehört eine Portion Unerschrockenheit dazu, zwischen diesen beiden „Asymptoten" zu verweilen. Aber



Daumier

diese „Theorie" konnte nur von Einem erdacht werden, der verwegen genug ist, hart am Irrsinn ohne Angst und ohne Furcht an der Wissenschaft einherzugehen.

Dann muss ich noch selbst bekennen, wie banal die erste Tatsache war, die mich allmählich von Folgerung zu Folgerung bis zu diesem „lykophronischen" Spasse geleitet hat. Nur wer erkannt hat, dass die Erde ein mit Abgründen gepflasterter, von Narren überlaufener und von Gelehrten vermessener Boden ist, wird mir die scheinbare Albernheit meiner Betrachtungen verzeihen. Ich spreche für Menschen, die imstande sind, die tiefe Weisheit in einem herabfallenden Blatt, gigantische Probleme im aufsteigenden Rauche, Theorien im Beben des Lichtes, Gedanken im Stein und die furchtbarste Bewegung in der Unbeweglichkeit zu entdecken. Ich stelle mich genau auf den Punkt, wo Wissenschaft und Irrsinn sich berühren, und ich kann hier keine Irrenwärter anstellen. Und nun gehen wir einen Schritt weiter.

Es war im Jahre 1830. Ich kam eben aus der köstlichen Touraine zurück, wo die Frauen nicht so schnell altern wie in den andern Ländern. Auf einen Wagen wartend, stand ich inmitten des grossen Posthofes, ohne zu ahnen, dass ich hier vor die Alternative gestellt würde, Dummheiten zu schreiben oder unsterbliche Entdeckungen zu machen. Von allen Kurtisanen die herrischeste und launen-

hafteste ist eine Idee, die von unserem Innern Besitz ergreift. Mit einer Verwegenheit ohnegleichen schlägt sie ihr Bett am Rande eines Wiesenpfades auf, schläft an irgendeiner Strassenecke. Einer Schwalbe gleich hängt sie ihr Nest an irgendein Fenstersims, und ehe Amor noch Zeit hatte, sich seines Pfeiles zu erinnern, hat sie schon einen Riesen empfangen, ausgetragen, in die Welt gesetzt, genährt.

Papin wollte nur nachsehen, ob seine Bouillon „Augen“ habe, und bewirkte eine Umwälzung der industriellen Welt, weil er in diesem Augenblick gewahr wurde, wie ein flatterndes Papierblatt vom Dampf seines Suppentopfes in Bewegung gebracht wurde. Faust entdeckte die Buchdruckerkunst, als ihm beim Besteigen eines Pferdes die Abdrücke seiner Hufe im Sande auffielen. Alberne Tröpfe nennen diese zündenden Blitze des Gedankens Zufälle! Sie denken nicht daran, dass Dummköpfen solche Zufälle nie begegnen.

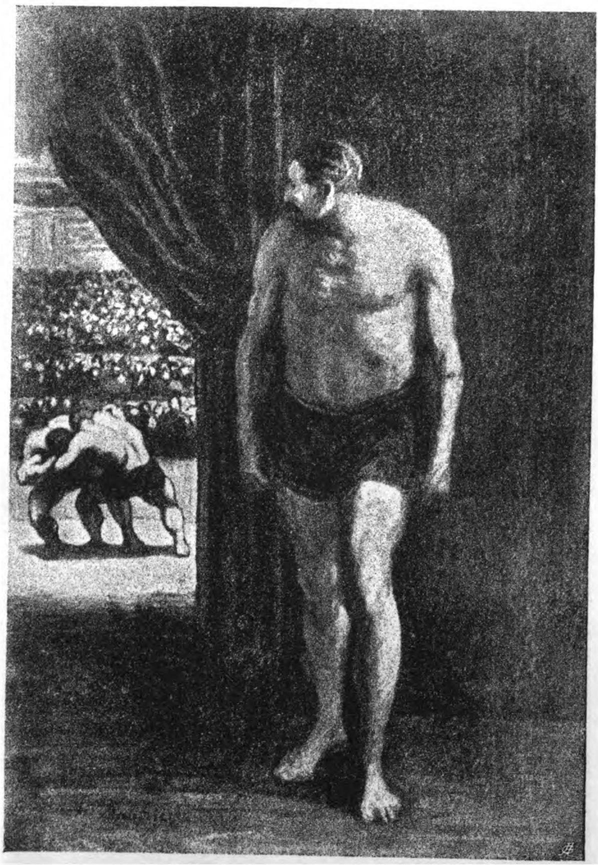
Ich stand also in der Mitte dieses Hofes, wo die Bewegung Herr ist, und sah mir ziemlich gleichgültig die verschiedenen Szenen, die sich dort abspielten, an. Plötzlich sah ich einen Reisenden den Wagen verlassen mit der Miene eines erschreckten Frosches, der ins Wasser hüpft; um nicht auf den Boden zu fallen, sah sich der Mann beim Abspringen aber genötigt, die Hände nach der Mauer des Bureaus auszustrecken, in dessen Nähe

der Wagen anhielt, und sich leicht darauf zu stützen. Ich fragte mich, warum er das tat. Sicher würde ein Gelehrter mir antworten: „Weil der Mann im Begriff war, sein Gleichgewicht zu verlieren.“ Allein warum teilt gerade der Mensch mit dem Postwagen das Privilegium, sein Gleichgewicht zu verlieren? Wirkt ein mit Verstand begabtes Wesen nicht überwältigend lächerlich, wenn es auf dem Boden liegt, gleichviel warum? Darum machen sich ja auch die Leute auf der Strasse, die ein gefallenes Pferd mit einer gewissen Teilnahme betrachten, stets über einen Mann, der hinfällt, lustig.

Mein Mann war ein simpler Arbeiter. Einer von den gewissen fröhlichen Vorstadtmenschen. Eine Art Figaro ohne Mandoline und ohne Schellen, ein lustiger Geselle, der selbst beim Verlassen des Postwagens, wo sonst jeder Mensch brummt, noch seine gute Laune bewahrt. Er glaubte in der Gruppe von Müssiggängern, die stets, wenn die Post ankommt, herumlungern, einen Freund zu entdecken und drängte vor, um den mit einem freundschaftlichen Klaps auf die Schulter zu begrüssen. So nach der Art der Edelmänner vom Lande, die ohne viel Formen, wenn Sie gerade von der teuren Geliebten träumen, Ihnen auf die Schenkel schlagen und fragen: „He, und die Jagd? Kommen Sie mit?“ Gerade in diesem Augenblick nun tat der Freund, infolge einer jener unergründlichen Bestimmungen, deren Ursache stets ein Ge-

heimnis zwischen Gott und dem Menschen bleiben wird, ein oder zwei Schritte zur Seite. Mein wackerer Vorstädter stürzte, die Hand nach vorn, zur Mauer, auf die er sich stützte. Als er jedoch die ganze Entfernung zwischen der Mauer und der Höhe seines Kopfes durchmessen hatte — wissenschaftlich wäre dieser Raum als neunziggradiger Winkel zu bezeichnen —, hatte er sich, sozusagen durch das Gewicht der Hand, in zwei geteilt. Als er sich erhob, war sein Gesicht weniger aus Zorn, als von der unvorhergesehenen Anstrengung gedunsen und rot geworden. „Da haben wir", sagte ich mir, „ein Phänomen, das niemand beachtet, und das zwei Gelehrten dicke Bücher entlocken könnte. Und nun erweckte in mir dieser Anblick die Erinnerung an eine andere Begebenheit, die an sich so gewöhnlich war, dass ich ihren Ursachen niemals nachgegangen bin, obgleich sie bei näherer Betrachtung auf die sublimsten Wunder hinzudeuten scheint. Die Erinnerung kam mir als willkommene Unterstützung des Gedankens, der mich jetzt so stark erschütterte, und dem die Wissenschaft der Nichtigkeiten heute meine „Theorie des Ganges" verdankt.

Die Begebenheit, an die ich dachte, fällt in jene glücklichen Tage köstlicher Jugendeselei, in der uns alle Frauen Virginien sind, die wir tugendsam lieben, wie Paul liebte. Später einmal erblicken wir eher Schiffbrüche ohne Zahl, in denen, wie im



Daumier

Werke des Bernardin de Saint-Pierre, unsere Illusionen versunken sind und aus denen wir nur einen Kadaver noch an die Küste retten konnten.

In diesen Tagen war das keusche und reine Empfinden, das mich mit meiner Schwester verband, noch durch keinerlei andere Gefühle getrübt. In froher Gemeinschaft gingen wir lachend durchs Leben. Einmal hatte ich heimlich drei- oder vierhundert Franken in Hundertsousstücken in das Nähkästchen gelegt, wo sie Nadeln und Zwirn und alle die kleinen Utensilien verwahrte, die das unentbehrliche Handwerkszeug eines stickenden, nähenden, häkelnden jungen Mädchens ausmachen. Ahnungslos wollte sie ihren sonst so leichten Nähtisch in die Höhe heben, aber es war ihr beim ersten Versuch unmöglich, und es bedurfte dazu eines Aufwandes von Kraft und Willen. Ohne meine Schwester blosszustellen, darf ich wohl erzählen, mit welch neugieriger Hast sie die Kasette öffnete, um nachzusehen, was sie so sehr beschwerte. Ich bat sie dann, das Geld für mich zu verwahren. Mein Benehmen barg ein Geheimnis, das ich ihr nun, wie sich versteht, anvertrauen musste. Gegen meinen Willen war ich bald darauf genötigt, das Geld wieder an mich zu nehmen, ohne es ihr vorher sagen zu können. Und zwei Stunden später, als sie ihr Kästchen wieder aufnehmen wollte, hob sie es fast über ihren Kopf hinweg mit einem heftigen Ruck und einer so naiven Bewegung, dass wir Beide laut

lachen mussten. Dieses fröhliche Lachen wiederum diente dazu, diese physiologische Beobachtung meinem Gedächtnis einzuprägen.

Bei dem Versuche, diese beiden so ungleichen Tatsachen, die trotzdem die gleiche Ursache haben, einander vergleichend gegenüberzustellen, verfiel ich bald in eine Ratlosigkeit gleich der des Philosophen in der Zwangsjacke, der so tiefsinnige Betrachtungen über seine Tür anstellte.

Ich verglich meinen Reisenden mit einem gefüllten Wasserkrug, den ein neugieriges Mädel vom Brunnen heimträgt. Sie sieht gespannt zu einem Fenster empor, bekommt von einem Vorbeigehenden einen Stoss und lässt das Wasser auslaufen. Dieser vage Vergleich schien mir grob und von ungefähr den Verlust an Lebensfluidum auszudrücken, den der Mann ohne jeden Sinn erlitten hatte. Und hier sprangen plötzlich Tausende von Fragen auf mich ein, die in den dunklen Tiefen meines Denkens ein ganz phantastisches Wesen, meine in diesem Augenblick geborene *Theorie des Ganges* nämlich, an mich zu richten anhob.

In der Tat, mit einem Male gruppierten sich tausend kleine, alltägliche Phänomene unserer Natur um meine erste Reflexion und stiegen in hellen Haufen zu meinem Bewusstsein empor, wie einer jener Fliegenschwärme, den wir am Wegrand von einer gefallenen Frucht, an der die Tiere saugen, aufscheuchen.

So entsann ich mich in einem einzigen Augenblick jäh und mit einer seltenen Eindringlichkeit der Vorstellung:

Des Knackens der Finger, des Streckens aller Muskeln, der sonderbaren Sprünge, ähnlich denen des Karpfens in der Luft, die wir armen, geplagten Schüler, meine Kameraden und ich, oft vollführten, wie alle, die zu lange bei der Arbeit sitzen. Sei es der Maler in seinem Atelier, der Dichter in seinen Gedanken, die Frau in ihren Fauteuil gedrückt.

Und ich erinnerte mich der Neigung zu rasenden Dauerläufen, die plötzlich abbrechen wie die letzte Bewegung der ausgebrannten Sonne, die oft Menschen unternehmen, die ihr Haus oder „ihr" Haus, von einem grossen Glücksgefühl überwältigt, verlassen.

Und ich erinnerte mich jener, von heftigen Bewegungen hervorgerufenen Aufregungen, die von so stark anhaltender Wirkung sein können, dass zum Beispiel Henri III. Zeit seines Lebens in Marie de Clèves verliebt blieb, weil er während eines Balles, den Katharina von Medici gab, plötzlich in ein Kabinett eintrat, in dem sie das Hemd wechselte.

Und ich erinnerte mich der gewissen wilden Schreie, wie zuweilen Menschen sie ausstossen, getrieben von einem unerklärlichen Zwange, vielleicht bloss, um überschüssige Kraft zu entladen.

Und ich erinnerte mich des jähen Verlangens,

irgend etwas zu zertrümmern, auf etwas loszuschlagen, wie es Menschen oft in Momenten höchster Freude befällt. Momente, wie sie Odry als Hufschmied in „Eginhard vom Lande“ so prachtvoll naiv darstellt; so zum Beispiel, wenn er mitten in einem Paroxismus von Lachen seinem Freund Vernet derb auf die Schulter klopft und ruft: „Rette Dich, oder ich bring' Dich um!“

Endlich tauchten andere, früher gesammelte Beobachtungen Licht verbreitend in meiner Erinnerung auf und ergriffen mein Denken mit solcher Gewalt, dass ich meinen Wagen und mein Gepäck und alles um mich her vergass. Ich wurde zerstreut wie M. Ampère und kehrte heim, ganz erfüllt von dem klaren und belebenden Prinzip meiner Theorie des Ganges. Ich ging dahin, versunken in die Bewunderung einer Wissenschaft, aber ausserstande zu sagen, welcher Art diese Wissenschaft sei; in dieser Wissenschaft schwimmend, wie ein Mann im Meere, der das Meer sieht und doch nicht mehr als einen Tropfen davon in der hohlen Hand auffangen kann.

Meine Idee zuckte im Rausch der ersten Jugend.

Ohne andere Hilfe als die der Intuition, die uns schon mehr Siege erringen half als alle Sinusse und Kosinusse der Wissenschaft, und mich weder um die erforderlichen Beweise noch um das „Was werden die Leute sagen?“ irgendwie bekümmernd, entschied ich, dass der Mensch die Fähigkeit

habe, durch alle Akte seiner Bewegung ein bestimmtes Mass von Kraft nach aussen wirken zu lassen, die irgendeinen Eindruck in seiner Tätigkeitssphäre erzeugen muss.

Welche Strahlen von Licht liegen in dieser einfachen Formel!

Sollte etwa der Mensch die Fähigkeit haben, dieses Phänomen, an das er nicht denkt, nach seinem Willen zu lenken? Könnte er das unsichtbare Fluidum, über das er unbewusst verfügt, sparen, ansammeln wie der Tintenfisch mit einem unbekannten Organ die schwarze Flüssigkeit destilliert und ausschwitzt, unter deren Schutz er dann verschwindet? Hat Mesmer, den man in Frankreich als Empiriker nicht eben hoch einschätzt, recht? Hat er unrecht?

Von diesem Moment an war für mich in dem Begriffe „Bewegung" eingeschlossen: das Denken, die reinste Fähigkeit des menschlichen Wesens, die Sprache als Übertragung des Gedankens, dann der Gang und die Gebärde, die mehr oder weniger leidenschaftliche Ergänzung des Wortes. Solcher mehr oder weniger intensiven Ausstrahlung von Lebenskraft und je nach der Richtung, in welche der Mensch sie lenkt, entstammen alle Wunder der Sinne, die wir Paganini, Raphael, Michel Angelo, Huerta, den Gitarristen, der Taglioni, Liszt verdanken, — Künstlern, die ihre Seele in Bewegungen ausströmen lassen, deren Geheimnis nur sie allein

besitzen. Aus der Verwandlung des Gedankens in die Stimme — das ist die Sinnenkraft, die von der Seele am unmittelbarsten gespürt wird — quellen die Wunder der Beredsamkeit und der himmlische Zauber der Musik. Können wir das Wort nicht gewissermassen als den *Gang* des Herzens und des Gehirns auffassen?

Begreift man einmal den Gang als den Ausdruck der körperlichen und die Stimme als den der geistigen Bewegungen, dann erscheint es ausgeschlossen, dass die Bewegung lügen könnte. So gesehen, würde die vertiefte Erkenntnis des Ganges eine vollkommene Wissenschaft.

Galt es also nicht algebraische Formeln zu finden, um festzustellen, wieviel Seele eine Sängerin in ihren Koloraturen verschwendet, wieviel wir an Energie in allen unseren Bewegungen vergeuden? Und wäre es nicht ruhmvoll, dem gelehrten Europa eine Arithmetik der Moral vor die Füsse werfen zu können, in der die Lösungen bedeutender psychologischer Probleme enthalten wäre? Wie etwa dieser:

Die Kavatine „Di tanti palpiti" verhält sich zum Leben der Pasta wie eins zu zehn.

Verhalten sich die Füsse Vestris zu seinem Kopfe wie hundert zu zwei?

Verhielt sich die Verdauungstätigkeit Ludwigs XVIII. zu der Dauer seiner Regierung wie achtzehnhundertundvierzehn zu dreiundneunzig?

Hätte mein System schon früher existiert, und hätte man die richtigen Verhältniszahlen zwischen achtzehnhundertundvierzehn zu dreiundneunzig gesucht, Ludwig XVIII. regierte vielleicht noch heute!

Welch bittere Tränen vergoss ich über dem Tohuwabohu meiner Kenntnisse, aus denen ich bisher nur erbärmliche Erzählungen destilliert hatte, während aus ihnen eine Physiologie der Menschheit hätte erblühen müssen. Würde ich wohl imstande sein, die Gesetze zu erforschen, nach welchen wir mehr oder weniger Kraft von einem bestimmten Zentrum aus nach den Extremitäten entsenden? Würde ich erraten können, wohin in uns Gott das Zentrum dieser Fähigkeit verlegt hat, und die Erscheinungen bestimmen können, welche diese Fähigkeit in der Atmosphäre jeder Kreatur hervorbringen muss?

Wir kennen die Behauptung eines analytischen Genies, jenes grossen Geometers, der an den Pforten des Heiligtums der Stimme Gottes am andächtigsten gelauscht hat, dass nämlich eine an der Küste des Mittelmeeres abgefeuerte Pistolenkugel eine Bewegung auslöst, die bis an die Küsten Chinas empfunden werden kann. Gewinnt, wenn das wirklich zutrifft, nicht auch die Annahme an Wahrscheinlichkeit, dass wir durch den Uberfluss an Kraft, den wir nach aussen verschwenden, die Beschaffenheit der uns umgebenden Atmosphäre ver-

ändern können? Dass wir durch die Wirkung dieser lebendigen Kraft, die sich ihren Platz erzwingt, notwendigerweise einen bedeutenden Einfluss auf Wesen und Dinge, mit denen wir in Berührung stehen, ausüben können?

Was wirft wohl der Künstler in die Luft, der nach der glücklichen Geburt eines grossen Gedankens, der ihn lange in Starrheit befangen hielt, seine Arme dehnt und schüttelt? Was wird aus der Kraft, welche die nervöse Frau verbraucht, wenn sie nach vergeblichem Harren auf das, was sie nicht gerne lange erwartet, bebend die Hände ringt oder die zarten und doch starken Knöchelchen in ihren Gelenken knirschen und knacken?

Woran starb endlich jener Kraftmensch der Markthalle, als er im Rausche prahlerisch ein Stückfass Wein allein auf seine Schultern hob? Von den Herren Ärzten des Hotel-Dieu nach allen Regeln der Kunst geöffnet, sondiert, Stück um Stück zerschnitzelt, hat dieser Riese noch der ganzen Wissenschaft, allen Nachforschungen ihrer Skalpells ein Schnippchen geschlagen, sie in ihrer Wissbegierde betrogen; denn sie konnten nicht die geringfügigste Verletzung entdecken. Weder an den Muskeln noch an den Organen, weder in den Geweben noch im Gehirn. Vielleicht hat hier zum erstenmal in seinem Leben M. Dupuytren, der sonst stets zu sagen weiss, warum der Tod eingetreten, sich die Frage vorgelegt, warum in diesem Körper kein

Leben mehr sei. Der Krug war eben vollkommen geleert.

Damals wurde mir klar, dass der Mann, welcher Marmor sägt, nicht von Geburt blöd ist, sondern blöd wird, weil er Marmor sägt. Seine ganze Lebenskraft geht in der Bewegung seiner Arme auf, wie jene des Dichters in der Bewegung seines Gehirns. Jede Bewegung hat ihr Gesetz. Kepler, Newton, Laplace und Legendre, all dieser Männer Lehre ist in diesem Axiom enthalten. Warum hat es die Wissenschaft also verschmäht, die Gesetze einer Bewegung zu erforschen, die das Leben in dem oder jenem Teil des menschlichen Mechanismus konzentrieren oder auch ganz nach Belieben nach aussen wirken lassen kann?

Und nun hatte ich auch den Beweis, dass die Autographensammler und diejenigen, welche behaupten, den Charakter des Menschen aus seinen Schriftzügen herauslesen zu können, überlegene Geister sein müssen.

Hier jedoch nahm meine Theorie des Ganges Dimensionen an, die so wenig mit dem geringen Raume übereinstimmen wollten, der mir an der Krippe zukommt, aus welcher meine berühmten Kollegen des neunzehnten Jahrhunderts ihren Proviant holen, dass ich meine grosse Idee stehen liess, wie ein Mensch erschrocken vor einem Abgrunde stehen bleibt. Meine Idee hatte ihre zweite Epoche erreicht.

Dennoch fühlte ich mich von diesem Abgrund so seltsam angezogen, dass ich es nicht lassen konnte, ihn von Zeit zu Zeit vom Rande aus zu betrachten, um alle Wollust der Furcht auszukosten, während ich mich an einigen festgewurzelten, dichtbelaubten Ideen festklammerte. Und dann stürzte ich mich in eine ungeheure Arbeit, an der nach dem Ausspruch meines eleganten Freundes Eugène Sue mancher Ochse sich die Hörner abgestossen hätte, der nicht wie ich gewöhnt ist, Tag und Nacht auf dem Acker seine Furchen zu ziehen, in jedem Wetter, des beissenden Nordwindes nicht achtend, nicht der Schläge und des unwürdigen Futters nicht, das der Journalismus uns verabreicht.

Gleich allen den armen Auserwählten von Gelehrten, habe auch ich meine reinen Freuden erlebt. Unter diesen Blüten die erste, die schönste, weil die erste und die trügerischeste, war die Mitteilung M. Savarys vom Observatorium, dass schon der Italiener Borelli ein grosses Werk „*De actu animalium*" (Von der Bewegung der Tiere) verfasst habe.

Wie glücklich war ich, einen Borelli auf einem Stande der Kais zu finden! Wie wenig drückte mich das Gewicht des mächtigen Quartbandes, den ich unter dem Arm heimtrug! Mit welch fieberhafter Erregung ich ihn aufschlug, in welcher Hast ich ihn übersetzte, das wüsste ich Ihnen nicht zu beschreiben. Voll Liebe versenkte ich mich in dieses

Studium. Borelli wurde für mich, was Baruch für Lafontaine gewesen. Ich war wie ein Jüngling, dem der Rausch der ersten Liebe die Sinne trübt. Ich spürte den Staub nicht, welchen die Stürme von Paris zwischen den Blättern des Borelli angesammelt hatten, nicht den zweideutigen Geruch, der seinem Einband entströmte; noch störten mich die Körnchen Tabak, die der frühere Besitzer, ein alter Arzt, da und dort in dem Bande verstreut zurückgelassen hatte. Eifersüchtig las ich die mit zitternder Hand geschriebenen Worte: Ex libris Angard.

Brr . . . ! Als ich aber Borelli gelesen hatte, warf ich Borelli in einen Winkel, ich fluchte Borelli, ich verachtete den alten Borelli, der mir nichts „de actu" zu sagen wusste, wie der Jüngling später das Haupt senkt, wenn er an seiner ersten Geliebten vorbeigeht, der Undankbare! Der gelehrte, mit der Geduld Malpighis gesegnete Italiener hatte Jahre seines Lebens damit verbracht, die Leistungsfähigkeit der verschiedenen, von der Natur in unserem Muskelsystem eingerichteten Apparate zu erproben und festzustellen. Er hat klar bewiesen, dass der innere Kräftemechanismus, den unsere Muskeln bilden, für doppelt soviel Anstrengungen ausreiche, als wir leisten wollen. Ohne Zweifel ist dieser Italiener der geschickteste Maschinenmeister der abwechslungsreichen Oper, die wir Mensch nennen. Verfolgt man an der Hand seines Werkes die Bewegungen unserer Hebel und Gegengewichte, be-

greift man, mit welcher Weisheit der Schöpfer uns mit natürlichen Balancierstangen versehen hat, um uns in allen möglichen Stellungen im Gleichgewicht zu erhalten, dann müssen wir uns wirklich für unermüdliche Seiltänzer halten. Aber mir war an den Mitteln der Bewegung wenig gelegen: ich wollte die Gründe kennen. Von welcher Bedeutung sind sie doch! Urteilen Sie selbst! Borelli sagt wohl, warum ein Mann, der aus seinem Gleichgewicht kommt, hinfallen muss, aber er erklärt nicht, warum ein Mann oft *nicht* fällt, wenn er es nur versteht, sich einer geheimnisvollen Kraft zu bedienen, sobald er zu seinen Füssen eine unheimliche Macht der Anziehung sieht.

Später, als mein erster Zorn verraucht war, liess ich Borelli Gerechtigkeit widerfahren. Wir verdanken ihm die Kenntnis der menschlichen „*aire*“, mit andern Worten die Kenntnis jener *Atmosphäre*, in der wir uns bewegen können, ohne das Gleichgewicht zu verlieren. Und gewiss ist die Würde des menschlichen Ganges sonderlich abhängig von der Art, wie ein Mensch sich innerhalb der Sphäre bewegt, jenseits welcher er stürzt und fällt. Ebenso danken wir dem grossen Italiener merkwürdige Untersuchungen über die innere Dynamik des Menschen. Er hat die Röhren gezählt, durch welche das treibende Fluidum hindurchgeht, dieser unfassbare „*Wille*“, der Denker und Physiologen zur Verzweiflung bringt. Er hat seine Kraft gemessen, er



Daumier

hat sein Spiel erkannt. Er hat denen, die auf seine Schultern klettern werden, um weiter in diese leuchtende Finsternis hineinzusehen als er, freigebig zur Verfügung gestellt, was er von dem gewöhnlichen und materiellen Werte der durch unsere Willenskraft hervorgebrachten Wirkungen wusste. Er hat den Gedanken zu wägen versucht und nachgewiesen, dass unser Muskelapparat in einem Missverhältnis zu den vom Menschen erzielten Resultaten steht, und dass eine Kraft im Menschen verborgen liegt, die diese Maschine zu einer Macht emportreiben kann, die weit über die natürliche, ihr scheinbar innewohnende Kraft hinausgeht.

Damit verliess ich Borelli in dem Bewusstsein, in dem Verkehr mit diesem schönen Geiste meine Zeit nicht vergeudet zu haben. Ich fühlte mich zu den Gelehrten hingezogen, die sich in jüngster Zeit mit den Problemen der Lebenskräfte beschäftigt haben. Aber ach! Sie alle gleichen dem Geometer, der seine Elle nimmt und den Abgrund ausmisst. Ich aber wollte den Abgrund selbst sehen und seine Geheimnisse ergründen.

Was habe ich nicht an Gedanken in diesen Schlund geworfen, wie ein Kind, das Steine in einen Brunnen wirft, um sie aufschlagen zu hören! Wieviel Abende lag ich sinnend auf weichem Kissen, in Betrachtung der von der sinkenden Sonne phantastisch beleuchteten Wolken vertieft! Wie viele Nächte verbrachte ich, von dem Schweigen umher Eingebungen er-

hoffend! Und am Ende ist doch das Leben des erhabenen Narren, der die Unbekannte in einer Gleichung mit imaginären Wurzeln herauszubekommen sucht, das schönste, das reichste, das Enttäuschungen am wenigsten ausgesetzte!

Als ich alles gelernt hatte, wusste ich nichts, und ich ging! . . . Ein Mann, der nicht meinen Thorax, meinen Nacken, meinen Gehirnkasten besitzt, hätte aus Verzweiflung den Verstand verloren. Glücklicherweise nahte die zweite Periode meiner Idee ihrem Ende. Beim Anhören des grossen Duos von Tamburini und Rubini im ersten Akt des „Moses“ erschien meine Theorie vor mir fein aufgeputzt, fröhlich, erregt, schön und lagerte sich wohlgefällig zu meinen Füssen, wie eine anmutige Kurtisane, die es reut, in ihrer Koketterie *zu weit* gegangen zu sein und fürchtet, die Liebe getötet zu haben.

Ich beschloss, ganz einfach die vom Menschen durch seine Bewegungen nach aussen hervorgebrachten Wirkungen, welcher Natur sie auch seien, festzustellen, sie zu beobachten und zu klassifizieren. Und nach vollendeter Analyse die Gesetze des Ideals in der Bewegung zu erforschen und aus ihnen einen Kodex für Leute zu schaffen, die begierig sind durch ihre Persönlichkeit, ihre Sitten und Gewohnheiten vorteilhaften Eindruck zu machen. Der Gang ist ja für mich der treue „*Prodromos*“ des Geistes und des Lebens.

So ging ich denn am nächsten Tag auf den Boulevard de Gand und liess mich auf einen Stuhl nieder, von dem aus ich die Gangart aller Pariser studieren wollte, die ihr Pech an diesem Tage an mir vorbeiführen sollte.

Und an diesem Tage habe ich die eigenartigsten und wunderbarsten Beobachtungen meines Lebens gesammelt. Ich verliess meinen Platz, beladen wie ein Botaniker, der beim Kräutersammeln so viele Pflanzen gepflückt hat, dass er gezwungen ist, sie der ersten besten Kuh zu fressen zu geben. Es erschien mir aber nunmehr unmöglich, die Theorie des Ganges herauszugeben ohne siebenhundert Stiche und zumindest zehn bis zwölf Bände Text, mit Fussnoten, die sogar den seligen Abbé Barthélemy oder meinen gelehrten Freund Parisot in Schrecken versetzt hätten.

Herausfinden, wo die schlechten Gangarten ihre Fehler haben.

Herausfinden die Gesetze, deren genauer Befolgung die schönen Gangarten zu danken sind.

Herausfinden, wie man im Gehen lügen kann, wie die Höflinge, die Ehrgeizigen, die Rachsüchtigen, die Komödianten, die Kurtisanen, die legitimen Ehefrauen, die Spione ihre Mienen und ihre Augen, ihre Stimme zu Lügnern machen können.

Erforschen, ob die alten Völker schön zu gehen verstanden, welches Volk unter allen Völkern am

besten geht, ob der Boden und das Klima beim Gang eine Rolle spielt.

Brr! Die Fragen sprangen hervor wie Heuschrecken. Wunderbares Thema! Der Gastronom, ob er nach seinem Fischbesteck greift, um die zarte Haut einer Maräne des Lac d'Aix, eines Merlans von Cherbourg oder eines Barsch von L'Indre aufzuheben; ob er sein Messer in einen Rehbraten bohrt, der in den Wäldern gezüchtet und in seinen Küchen zubereitet wird, selbst dieser Gastronom kann nicht mehr Genuss empfinden, als mir der Besitz meiner Idee brachte. Die intellektuelle Gourmandise ist die wollüstigste, hochmütigste, am schwersten zu befriedigende Leidenschaft: sie gewährt der Kritik Zutritt, diesem Ausdruck der Eigenliebe, die auf den gespürten Genuss hinterher eifersüchtig wird.

Ich schulde es der Kunst, hier die wirklichen Gründe der köstlichen literarischen und philosophischen Jungfräulichkeit auseinanderzusetzen, die allen feinen Geistern die Theorie des Ganges nahebringt. Auch zwingt mich die Offenheit meines Charakters, einzugestehen, dass ich nicht für mein Geschwätz verantwortlich gehalten werden möchte, wenn ich es nicht durch ein paar nutzbringende Beobachtungen verzeihlich erscheinen lassen könnte.

Reuchlin, ein Prager Mönch, dessen Geschichte von Marcomarci aufgezeichnet worden ist, hatte einen so feinen und geübten Geruchsinn, dass er

imstande war, ein junges Mädchen von einer Frau, eine Mutter von einer unfruchtbaren Frau zu unterscheiden. Ich hebe diese Resultate unter allen, welche er mit Hilfe seiner sensitiven Fähigkeit erzielen konnte, besonders hervor, weil sie bemerkenswert und seltsam genug erscheinen, um auch von allen anderen einen Begriff zu geben.

Der Blinde, dem wir jenen schönen Brief Diderots zu verdanken haben, der, nebenbei bemerkt, in zwölf Stunden einer Nacht geschrieben wurde, besass eine so tiefe Kenntnis der menschlichen Stimme, dass er bei Beurteilung von Charakteren das Sehen durch Beobachtung des Klanges der Stimme vollständig ersetzen konnte.

Der Subtilität der Wahrnehmung entsprach bei beiden Männern eine gleiche Subtilität des Geistes, ein ganz besonderes Talent. Ich werde die ausserordentliche Beobachtungsgabe, mit der diese Beiden begnadet waren, als Beispiel heranziehen müssen, um die Gründe zu erklären, weshalb gewisse Teile der Psychologie nicht genügend erforscht sind, und warum die Menschen gezwungen sind, gerade diese Gebiete zu umgehen.

Der Beobachter ist unbestreitbar ein Mann von Genie allerersten Ranges. Alle menschlichen Erfindungen entstammen einer analytischen Beobachtung, in welcher der Geist mit einer unerhörten Geschwindigkeit der Wahrnehmung arbeitet. Gall, Lavater, Mesmer, Cuvier, Lagrange, der Doktor

Méreaux, den wir kürzlich verloren haben, Bernard Palissy, der Vorläufer Buffons, der Marquis von Worcester, Newton endlich, sie alle sind Beobachter. Alle gehen von der Wirkung zur Ursache vor, wo die andern Menschen weder Wirkung noch Ursache erblicken.

Aber diese erhabenen Raubvögel, die sich bis zu den höchsten Regionen aufschwingen können und doch die Gabe besitzen, in den Dingen dieser Welt klar zu sehen, die gleichzeitig abstrahieren und spezialisieren können, exakte Analysen und richtige Synthesen aufzustellen verstehen, haben sozusagen eine rein metaphysische Mission. Die Art und die Kraft ihres Genies zwingt sie, in ihren Werken ihre eigene Art wiederzugeben. Der kühne Flug ihres Genies und ihr brennender Wahrheitsdurst reisst sie zu den einfachsten Formeln hin. Sie beobachten, urteilen und formulieren Grundsätze, die dann minutiöse Männer prüfen, erproben und kommentieren mögen.

Die Beobachtungen der menschlichen Erscheinungen, die Kunst, deren Amt es ist, die geheimsten Bewegungen zu erfassen, die Erforschung des Wenigen, das so ein bevorzugtes Wesen nur unfreiwillig von seinem Innersten verrät, erfordert zugleich Genie und Aufmerksamkeit für die geringfügigste Einzelheit, — zwei Dinge, die einander ausschliessen. Man müsste so geduldig sein, wie es Muschenbrock und Spallanzani waren, wie es noch



Daumier

heute die Herren Nobili, Magendie, Flourens, Dutrochet und manche andere sind, dazu aber noch jenen unfehlbaren sicheren Blick besitzen, der im Augenblick alle Erscheinungen in einem Punkt zu konzentrieren weiss, jene logische Kraft, die sie auf die einzelnen Gebiete verteilt, den Scharfblick, der alles sieht und klug folgert, die Bedächtigkeit, die über der Entdeckung eines neuen Punktes nie alle anderen auf das ganze Beobachtungsfeld zerstreuten aus dem Auge verliert, und die Behendigkeit, die mit einem Satz die ganze Reihe zusammenschliesst.

Dieses vielseitige Genie besassen wohl manche in den Annalen der Naturwissenschaft unsterblich gewordene Forscher; bei den Erforschern der *moralischen* Natur ist es aber viel seltener zu finden. Der Schriftsteller, der in seinen Werken die Lichter entzündet, die von den geistigen Höhen leuchten, soll zugleich seinen Schriften sozusagen einen *Körper* geben, für die schwierigsten Lehren Interesse wecken und die Wissenschaft reizvoll vortragen. Er steht stets unter der Herrschaft der *Form*, des Dichterischen, alles Beiwerks der Kunst. Ein grosser Schriftsteller und ein grosser Beobachter sein, Jean Jacques und das mathematische Bureau der Sternwarte in einer Person, dies ist das Problem! Ein nicht zu lösendes Problem! Das Genie der exakten und physikalischen Forschung bedarf einzig der geistigen Scharfsichtigkeit, während der Geist physiologischer

Beobachtung den Geruchssinn des Mönchs und das feine Gehör des Blinden gleich gebieterisch fordert. Jede Beobachtung erscheint unmöglich ohne eine unsägliche Verfeinerung aller Sinne und ohne ein fast göttliches Gedächtnis.

Aber abgesehen von der ganz besonderen Seltenheit solcher Beobachter, die der menschlichen Natur nicht mit dem Skalpell zu Leibe gehen, sondern sie „am lebendigen Leibe" beobachten wollen, fehlt oft dem Manne, der mit jenem für diese Art von Studien unentbehrlichen moralischen Mikroskop versehen ist, die Fähigkeit sich auszudrücken; und demjenigen, der den Ausdruck beherrschen würde, fehlt wieder die Fähigkeit, scharf zu sehen. Männer wie Molière, welche die Natur in Formeln zu bringen wussten, errieten richtig auf Grund ganz simpler Beispiele. Dann beraubten sie ihre Zeitgenossen und töteten jene, die zuviel Lärm schlugen. Jede Zeit hat ihr Genie, das sich zum Sekretär seiner Epoche macht: Homer, Aristoteles, Tacitus, Shakespeare, Aretino, Machiavelli, Rabelais, Bacon, Molière, Voltaire, jeder von ihnen führte die Feder unter dem Diktat seines Jahrhunderts.

Die geschicktesten Beobachter leben in der Gesellschaft. Aber sie sind entweder faul oder legen wenig Wert auf Ruhm. Sie sterben und haben von ihren Fähigkeiten gerade so viel gehabt als für ihren eigenen Gebrauch genügte, damit sie am

Abend lachen und sich vergnügen konnten, wenn um die Mitternachtsstunde gerade noch drei Menschen im Salon beieinander sassen. So hätte Gérard einer der gescheitesten Literaten werden können, wenn er nicht ein grosser Maler gewesen wäre. Seine Pinselführung ist ebenso fein, wenn er sprechend ein Bildnis entwirft, als wenn er es malt.

Endlich sehen wir oft, dass ganz gewöhnliche Menschen, Arbeiter, in stetem Kontakt mit der Welt, gezwungen sind, sie scharf zu beobachten, wie eine schwache Frau darauf angewiesen ist, ihren Mann zu studieren, um besser mit ihm spielen zu können. Auch sie sind im Besitze erstaunlicher Erfahrungen, aber die intellektuelle Welt hat nichts von ihren Entdeckungen. Oft genug ist es auch eine künstlerisch veranlagte Frau, die uns in einer intimen Plauderei durch die Tiefe ihrer Beobachtungen in Erstaunen setzt, aber es verschmäht zu schreiben, über die Männer lacht, sie verachtet und sich ihrer nur bedient, wenn es ihr passt.

So ist das delikateste von allen psychologischen Themen jungfräulich geblieben. Es erforderte wohl zugleich ein Übermass von Wissen und von Frivolität.

Ich aber, getrieben vom Glauben an das eigene Talent — dem einzigen, den wir uns aus dem Schiffbruch alles Glaubens noch gerettet haben —, mehr noch angetrieben von der ersten Liebe zu

einem neuen Stoff, folgte dem Rufe dieser Leidenschaft.

Ich nahm also auf einem Stuhle Platz, ich beobachtete die Vorübergehenden. Als ich diese Köstlichkeiten zur Genüge bewundert hatte, machte ich mich davon, um mich zuerst ganz allein an ihnen zu ergötzen; aber das Geheimnis des „Sesam, tu' dich auf" trug ich mit mir davon.

Denn es galt nicht nur zu sehen und zu lachen. Sollte ich nicht auch analysieren, abstrahieren und klassifizieren?

Klassifizieren, um Gesetze aufstellen zu können. Ja, das Gesetzbuch des Ganges schaffen. Mit anderen Worten: eine Folge von Axiomen zusammenzustellen, um den schwachen oder trägen Geistern die Mühe des Nachdenkens zu ersparen, es ihnen zu ermöglichen, durch die Befolgung einiger klarer Prinzipien ihre Bewegungen gut einzurichten. Fortschrittlich gesinnte Männer und solche, die noch an die Möglichkeit der Vervollkommnung glauben, könnten durch das angelegentliche Studium dieses Gesetzbuches liebenswürdig erscheinen, anmutig, vornehm, wohlerzogen, *fashionable*, beliebt, unterrichtet, wie Herzöge, Marquis oder Grafen, anstatt ordinär, stupid, langweilig, pedantisch, unedel wie Maurer des Königs Louis Philipp oder Barone des Empire zu wirken. Und ist dies nicht am Ende das Wichtigste für eine Nation, deren Devise lautet: *Alles für den Schein!*



Daumier

Dürfte ich hinabsteigen bis auf den tiefsten Grund des Gewissens des unbestechlichen Journalisten, des eklektischen Philosophen, des tugendsamen Krämers, des köstlichen Professors, des alten Leinwandhändlers, des berühmten Papierfabrikanten, die durch Louis Philipps Gnade die letzten Pairs von Frankreich geworden sind, — ich fände sicherlich in jedes einzelnen Herz in goldenen Lettern diesen Wunsch eingeschrieben: „Ich möchte aussehen wie ein Edelmann! . . .“

Sie werden sich dagegen wehren, sie werden es leugnen, sie werden Ihnen sagen:

„Mir liegt nichts dran! Es ist mir ganz egal! Ich bin Journalist, Philosoph, Krämer, Professor, Leinenhändler, Papierhändler!“

Glauben Sie ihnen nicht. Gezwungen, Pairs von Frankreich zu sein, *wollen* sie auch Pairs von Frankreich sein. Allein, sie sind Pairs von Frankreich im Bett, bei Tisch, in der Kammer, in dem „*Bulletin des lois*“, in den Tuilerien, auf ihren Familienporträts, aber es ist unmöglich, sie für Pairs von Frankreich zu halten, sobald sie über den Boulevard *gehen.* Hier werden diese Herren wieder Spiessbürger, wie sie es zuvor gewesen waren. Der Beobachter denkt nicht einmal darüber nach, was sie sein könnten. Wenn aber der Herzog von Laval, wenn M. de Lamartine, wenn der Herzog von Rohan über den Boulevard spaziert, ist kein Mensch auch nur im Zweifel über ihren Rang.

Und ich würde *jenen* nicht raten, *diesen* folgen zu wollen.

Ich möchte nicht gerne irgendeines Menschen Selbstgefühl verletzen. Sollte ich dennoch, ohne es zu wollen, einen der letztgenannten Pairs gekränkt haben, dessen Inthronisation auf den Patrizierstuhl ich missbillige, während ich seine Gelehrsamkeit, sein Talent, seine persönlichen Tugenden, seine kaufmännische Redlichkeit hoch schätze und sehr gut weiss, dass der Eine wie der Andere das volle Recht hatten, der eine seine Zeitung, der andere sein Papier um einen höheren Preis zu verkaufen, als sie selbst dafür zahlten, — so glaube ich ein wenig Balsam auf diese Wunde zu träufeln, wenn ich die Herren darauf verweise, dass ich gezwungen bin, meine Beispiele aus den hohen Regionen zu nehmen, um alle Gutgesinnten von der Bedeutung meiner Theorie zu überzeugen.

In der Tat, ich bin selbst eine ganze Weile durch die Beobachtungen, die ich auf dem Boulevard de Gand sammelte, verblüfft gewesen, erstaunt in der Bewegung so grelle Farben zu entdecken.

Daher dieses erste Aphorisma:

I

Der Gang ist die Physiognomie des Körpers.

Muss man nicht bei dem Gedanken erschrecken, dass ein scharfsinniger Beobachter imstande ist,

Laster, Gewissensbisse, eine Krankheit zu entdecken, wenn er einen Mann sich bewegen sieht? Wie stark spricht doch diese unwillkürliche Folge eines sich unbewusst verratenden Willens! Die mehr oder minder lebhafte Neigung eines unserer Glieder, die in die Ferne sprechende Form, die es wider unseren Willen angenommen hat, der Winkel oder die Kontur, die wir mit ihnen beschreiben, — sie alle tragen die Marke unseres Willens, sind von unheimlicher Bedeutung. Das ist mehr noch als das Wort, es ist der *Gedanke* in Aktion. Eine kleine Geste, ein unfreiwilliges Beben der Lippen kann die furchtbare Lösung einer lange zwischen zwei Herzen verborgenen Tragödie herbeiführen.

Und daher dieses weitere Aphorisma:

II

Der Blick, die Stimme, der Atem, der Gang, sie sind alle identisch. Da es aber dem Menschen nicht gegeben ist, gleichzeitig diese vier verschiedenen Ausdrucksformen seines Gedankens zu beherrschen, suchen und beachten Sie diejenige, die nicht lügt, und Sie werden den ganzen Mann kennen.

Beispiel:

M. S . . . ist nicht nur Chemiker und Kapitalist, er ist auch ein scharfsinniger Beobachter und grosser Philosoph.

M. O . . . ist nicht nur ein Spekulant, er ist ein Staatsmann. Er hat etwas vom Raubvogel und etwas von der Schlange; er trägt Schätze davon und weiss die Wächter zu betören.

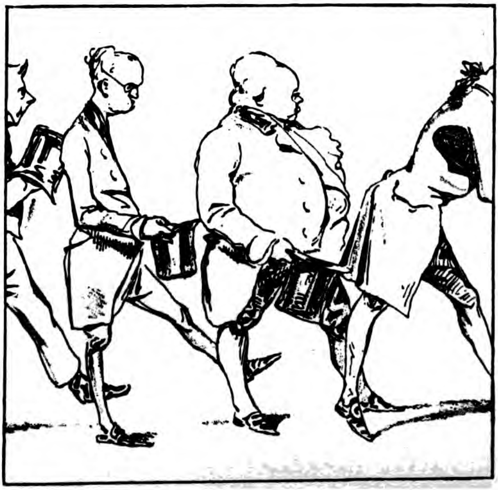
Muss das Ringen dieser beiden Männer miteinander nicht ein prächtiges Schauspiel bieten? Ihr heisser Wettkampf, List wider List, Wort gegen Wort, Lüge bis aufs Messer, Überlegung in der Faust, Zahlen im Kopfe?

Schön, sie trafen sich also eines Abends vor einem behaglichen Kamin im Lichte der Kerzen, die Lüge auf den Lippen, zwischen den Zähnen, auf der Stirn, in den Augen, auf der Hand: vom Scheitel bis zur Sohle waren sie mit Lügen gewappnet. Es handelte sich um Geld. Dieses Duell fand in der Zeit des Kaiserreiches statt.

M. O . . ., der am nächsten Morgen fünfmalhunderttausend Franken brauchte, stand um Mitternacht gerade an der Seite von S . . .

Sehen Sie M. S . . . gut an, diesen Mann aus Erz, einen wahren Shylock, der nur, schlauer als sein Vorgänger, das Pfund Fleisch nehmen würde, ehe er borgte? Und beobachten Sie, wie M. O . . . an ihn heranschleicht? O . . ., der Alkibiades der Bank, der Mann, der imstande wäre, sich nacheinander drei Königreiche auszupumpen ohne sie zurückzugeben, und imstande, alle Leute glauben zu machen, dass er sie noch bereichert hat?

Verfolgen Sie die Beiden! M. O . . . verlangt



Monnier

gleichmütig von M. S . . . fünfmalhunderttausend Franken für vierundzwanzig Stunden, mit der Versicherung, ihm den Betrag in den und den Werten zurückzuerstatten.

„Monsieur," erzählte M. S . . . dem Herrn, von dem ich diese hübsche Anekdote habe, „während O . . . mir die Werte aufzählte, wurde seine Nasenspitze bleich, doch nur auf der linken Seite in dem kleinen Kreise, den eine leichte Abplattung dort umschreibt. Und schon wusste ich, dass meine fünfmalhunderttausend Franken eine Zeitlang in Unsicherheit schweben würden . . ."

„Hm und . . .?" fragte man ihn.

„Nun . . . . ." erwiderte er . . . (Dabei entfuhr ihm ein Seufzer.) „Nun, diese Schlange hielt mich eine halbe Stunde lang fest, ich versprach ihm die fünfmalhunderttausend Franken, und er bekam sie auch."

„Und hat er sie zurückgegeben?" . . .

S . . . hätte O . . . verleumden können. Sein wohlbekannter Hass gegen ihn gab ihm das Recht dazu, in einer Zeit, wo man seine Feinde mit wohlgezielten Worten tötet. Ich muss aber zum Lobe dieses eigenartigen Mannes sagen, dass er „Ja" antwortete. Aber er tat es mit Bedauern. Er hätte lieber seinen Feind noch einer Betrügerei mehr angeklagt.

Manche Leute halten M. O. . . für einen noch vollendeteren Meister der Verstellung als den Für-

sten von Benevent. Ich glaube es gern. Der Diplomat lügt im Interesse anderer, der Bankier lügt für seine eigene Rechnung. Nun, und dieser moderne Bourvalais, der sich eine bewunderungswürdige Starrheit der Züge erworben hatte, dazu eine vollkommene Ausdruckslosigkeit des Blicks, eine unerschütterliche Gleichmässigkeit der Stimme und eine klug beherrschte Haltung, er vermochte nicht, seiner Nasenspitze Herr zu werden!

Jeder von uns aber hat irgend so eine schwache Stelle, bei der die Seele triumphierend hervorkommt: einen Knorpel am Ohr, der plötzlich rot wird, einen Nerv, der erzittert, eine allzu bedeutungsreiche Art, die Lider zu senken, eine Falte, die sich zur Unzeit vertieft, ein beredtes Zusammenpressen der Lippen, eine verräterische Schwingung in der Stimme, einen etwas stockenden Atem. Was wollen Sie! Auch das Laster ist nicht vollkommen.

Mein Axiom bleibt also bestehen. Es beherrscht diese ganze Theorie; es beweist ihre Wichtigkeit. Der Gedanke ist wie der Dampf. Was immer Sie auch machen, und so haarfein er auch sein mag, der Gedanke braucht seinen Raum, er verlangt ihn, nimmt ihn sich; er bleibt noch auf dem Antlitz eines Toten zurück.

Das erste Skelett, das ich je gesehen habe, war das eines jungen im zweiundzwanzigsten Lebensjahre verstorbenen Mädchens.

„Sie hatte eine zarte Taille und muss sehr anmutig gewesen sein,“ sagte ich zum Arzte.

Er schien verblüfft. Die Anordnung der Rippen und irgendeine undefinierbare Grazie des Skeletts verrieten noch etwas von den Gewohnheiten ihres Ganges.

Es gibt eine „vergleichende Anatomie“ der Seele, wie es eine „vergleichende Anatomie“ des Körpers gibt. Bei der Seele wie beim Körper lässt das kleinste Detail einen logischen Schluss auf das Ganze zu. Es gibt sicherlich nicht zwei ganz gleiche Skelette. Und gleich wie vegetabile Gifte sich noch nach einer gewissen Zeit in natura im Körper des Vergifteten nachweisen lassen, so sieht das Auge des Chemikers der Seele, sei es im Sinus der Schädeldecke, sei es irgendwie in den Verknüpfungen der Knochen, die Gewohnheiten Jener wieder aufleben, die dahingegangen sind.

Die Menschen jedoch sind viel naiver, als sie meinen; und wer sich schmeichelt, sein Innenleben verbergen zu können, ist nur ein Laffe. Wenn Sie Ihre Gedanken verhüllen wollen, dann lernen Sie es vom Kinde oder von den Wilden. Die sind darin Ihre Meister.

Soll man's klar sagen: um seine Gedanken verbergen zu können, darf man nicht mehr als einen einzigen haben. Jeder komplizierte Mensch verrät sich leicht. Darum sehen wir so oft grosse Männer

von einem sehr viel niedriger stehenden Wesen am Narrenseil geführt.

Die Seele verliert an zentripetaler Kraft, was sie an zentrifugaler Kraft gewinnt.

Der Wilde aber und das Kind konzentrieren alle Strahlen der Sphäre, in der sie leben, auf *einen* Gedanken, *eine* Begierde. Ihr Leben ist monophyl, und ihre Macht wurzelt in dieser wunderbaren Einheitlichkeit ihrer Handlungen.

Der Mensch unserer Gesellschaft jedoch muss ununterbrochen vom Zentrum seines Wesens nach allen Punkten der Peripherie seiner Natur wandern. Er hat tausend Passionen, tausend Ideen, und zwischen seiner Basis und der Ausdehnung seines Wirkungskreises besteht ein solches Missverhältnis, dass er jeden Augenblick bei irgendeiner offensichtlichen Unzulänglichkeit ertappt wird.

Daher das grosse Wort William Pitts: „Wenn ich so viele Dinge erreicht habe, so kommt das nur daher, dass ich immer nur eine Sache zur gleichen Zeit gewollt habe."

Der Ausserachtlassung dieses ministeriellen Rezepts entstammt die naive Sprache des Ganges. Wer von uns denkt beim Gehen ans Gehen? Keiner. Mehr noch, jeder rühmt sich, im Gehen zu denken.

Aber lesen Sie die Berichte der Reisenden, denen wir die besten Schilderungen jener Volksstämme verdanken, die man sehr unzutreffend „wilde" nennt. Lesen Sie den Baron de la Hontan, der



Daumier

lange, ehe Cooper daran dachte, die Mohikaner geschildert hat. Und Sie werden zur Beschämung der zivilisierten Leute feststellen können, welche ungemeine Bedeutung der Wilde dem Gange beimisst. In Gegenwart von seinesgleichen kennt der Wilde nur langsame, gravitätische Bewegungen. Er weiss aus Erfahrung, dass die Gedanken um so undurchdringlicher werden, je mehr ihr äusserer Ausdruck der völligen Ruhe nahe kommt.

Daher dieses Axiom:

III

Die Ruhe ist das Schweigen des Körpers.

IV

Die langsame Bewegung ist immer majestätisch.

Glauben Sie, dass jener Mann, von dem Virgil erzählt, dessen Erscheinen genügte, das empörte Volk zur Ruhe zu bringen, hüpfend vor den Aufrührern erschien?

Wir können also als Grundsatz festhalten, dass *Okonomie der Bewegung* ein Mittel ist, den Gang edel und anmutig zu gestalten. Verrät ein Mann, der schnell geht, nicht schon die Hälfte seines Geheimnisses? Er wird von seiner eigenen Eile ge-

hetzt. Der Doktor Gall hat beobachtet, dass bei allen organisierten Wesen das Gewicht des Gehirns und die Zahl seiner Windungen in einem bestimmten Verhältnis zur Langsamkeit ihrer Lebensbewegung steht. Vögel haben wenig Gedanken. Menschen, die gewohnheitsmässig schnell gehen, dürften zumeist einen spitz zulaufenden Schädel und eine gedrückte Stirn haben. Logischerweise sinkt übrigens der Mann, der sehr viel geht, zum intellektuellen Niveau eines Ballettänzers herab.

Wenn die wohlüberlegte Langsamkeit des Ganges einen Mann verrät, der Zeit und Musse hat, also einen Reichen, einen Edlen, einen Denker, einen Weisen, dann müssen notwendig auch die Einzelheiten mit dem Prinzip übereinstimmen. Also: er wird auch in seinen Gesten zurückhaltend und langsam sein.

Daher das folgende Aphorisma:

V

Jede stossweise Bewegung verrät ein Laster oder schlechte Erziehung.

Haben Sie nicht oft über Leute gelacht und sich mokiert, die „zappelig sind“? So nennt man ein rastloses Kommen und Gehen, sich um jemanden herumdrehen, die Sucht, alles anzufassen, aufzustehen und sich gleich wieder hinzusetzen, herum-

zuschwirren, herumzutasten. Zappelig sein heisst, eine Menge zweck- und zielloser Bewegungen ausführen; heisst die Fliegen nachahmen. Man muss die Zappler so rasch als möglich ins Freie lassen, sonst schlagen sie einem den Kopf ein oder irgendein kostbares Möbel kaputt.

Und haben Sie noch nie über eine Frau lachend gespottet, die mit jeder einzelnen Bewegung ihrer Arme, ihres Kopfes, ihrer Füsse oder ihres Körpers einen spitzen Winkel beschreibt? Über Frauen, die uns die Hand reichen, als ob irgendeine Feder ihre Ellenbogen abschnellte? Die sich mit einem Satz steif hinsetzen oder aufstehen, wie ein Spielzeugsoldat, der aufgezogen ist?

Diese Art Frauen sind sehr oft tugendhaft. Die Tugend der Frau steht in innigem Zusammenhang mit dem rechten Winkel. Alle Frauen, die getan haben, was man gemeiniglich „fallen" nennt, zeichnen sich durch die erlesene *weiche* Rundung ihrer Bewegungen aus. Wenn ich eine Familienmutter wäre, würden die geheiligten Worte des Tanzmeisters: „Runden Sie die Ellenbogen!" mich für meine Töchter zittern lassen.

Daher dieses Axiom:

VI

Die Anmut fordert runde Formen.

Sehen Sie nur, wie sich eine Frau freut, die von ihrer Rivalin sagen kann: „Die ist hübsch eckig.“

Allein, allein, bei der Beobachtung der verschiedenen Gangarten erhob sich in meiner Seele ein grausamer Zweifel, der mir aufs neue bewies, dass man in jeder Art von Wissenschaft, und sei es die leichtfertigste, unentwirrbaren Schwierigkeiten gegenübergestellt werden kann. Es ist für uns unmöglich, die Ursache unserer Bewegungen zu kennen.

So fragte ich mich zunächst, von welchem Punkt die Bewegung wohl ausgeht. Hm, es ist ebenso schwierig festzustellen, wo sie in uns beginnt und wo sie endet, als zu sagen, wo Anfang und Ende des grossen Sympathicus liegen, dieses Organs, das schon die Geduld so vieler Forscher vergeblich erschöpft hat. Borelli selbst, der grosse Borelli, hat diese ungeheure Frage nicht angeschnitten.

Ist es nicht entsetzlich, so viele unlösbare Probleme in einer ganz banalen Handlung zu entdecken, in einer Bewegung, die achtmalhunderttausend Pariser alle Tage machen?

Aus meinem tiefen Nachsinnen über diese Schwierigkeit ergab sich das folgende Aphorisma, über das ich Sie nun Ihrerseits nachzudenken bitte:

VII

Alles in uns nimmt an der Bewegung teil, aber sie darf nirgends gebieterisch vorherrschen.

In der Tat hat die Natur unseren ganzen Bewegungsapparat in einer so sinnreichen und doch einfachen Weise konstruiert, dass hier, wie bei allen ihren Schöpfungen, eine bewunderungswürdige Harmonie erwachsen ist. Und wenn Sie diese Harmonie durch irgendeine Angewohnheit stören, ist Hässlichkeit und Lächerlichkeit die unvermeidliche Folge; denn wir verhöhnen nur die Hässlichkeit, die der Mensch *selbst* verschuldet. Wir sind unbarmherzig gegen jede falsche Geste wie gegen krasse Unwissenheit und Dummheit.

So war unter den Leuten, die an mir vorbeischritten und mir die ersten Prinzipien dieser bis jetzt nicht beachteten Kunst beibrachten, der Erste ein dicker Herr.

Hier möchte ich anmerken, dass ein eminent geistvoller Schriftsteller mancher irrigen Auffassung Vorschub geleistet hat, indem er sie durch das Gewicht seiner Stimme unterstützte. Brillat-Savarin hat nämlich gesagt, dass es einem dicken Mann möglich sei, „seinen Bauch in den Grenzen des Majestätischen zu halten". Nein. Wenn auch Majestät nicht ohne eine gewisse Fülle gedacht werden kann, so kann man andererseits auf einen anständigen Gang keinen Anspruch mehr erheben, sobald einmal der Bauch das Gleichgewicht zwischen den einzelnen Teilen des Körpers zerstört hat. Der Gang hört mit der Fettleibigkeit auf. Ein Fettleibiger ist unbedingt genötigt, sich falschen Be-

wegungen hinzugeben, die seiner Natur durch den Bauch, der sie beherrscht, aufgezwungen werden.

Beispiel:

Henry Monnier hätte sicherlich die Karikatur dieses dicken Herrn so gemacht, dass er einen Kopf auf eine grosse Trommel und darunter die Trommelschläger in X-Form gesetzt hätte. Der Unbekannte ging, als ob er fürchtete, Eier zu zertreten. Sicherlich war bei diesem Mann der spezifische Charakter des Ganges vollkommen verloren gegangen. Er ging so wenig, als ein alter Kanonier hört. In früheren Zeiten hatte er wahrscheinlich den Sinn der Bewegung gehabt, vielleicht ist er sogar gehüpft. Aber heute verstand der arme Mann einfach nicht mehr zu gehen. Er beschenkte mich mit der Erkenntnis seines ganzen Lebens und einer Welt von Betrachtungen. Was hatte seine Beine so erweicht? Woher stammte sein Podagra, sein Embonpoint? Waren es die Laster oder die Arbeit, die ihn so verunstaltet hatten? Eine traurige Betrachtung: die Arbeit, welche aufbaut, und das Laster, das zerstört, zeitigen beim Menschen die gleichen Resultate. Unter der Herrschaft seines Bauches stehend, schien dieser arme Reiche völlig verkrümmt. Er zog mühselig ein Bein dem andern nach, mit einer matten, schleppenden Bewegung wie ein Sterbender, der dem Tod Widerstand leistet und sich von ihm mit Gewalt an den Rand des Grabes schleppen lässt.



Monnier

Ein seltsamer Zufall führte nach ihm einen Mann vorbei, der, die Hände auf dem Rücken, mit eingezogenen Schultern und engen Schulterblättern ging. Er glich einem auf Toast servierten jungen Rebhuhn. Er schien sich nur mit dem Halse nach vorwärts zu bewegen; sein ganzer Körper empfing den Antrieb vom Thorax aus.

Dann kam ein junges Fräulein des Weges, gefolgt von einem Lakei; sie ging, über ihre eigenen Füsse hüpfend nach der Art der Engländerinnen, einer Henne nicht unähnlich, der man die Flügel geschnitten hat, und die dennoch immer wieder zu fliegen versucht. Ihre Bewegung schien von der Verlängerung ihrer Hüften auszugehen. Sah man ihren mit einem Regenschirm bewaffneten Lakai hinter ihr dreingehen, dann hatte man den Eindruck, als fürchte sie, einen Stoss in die Gegend versetzt zu bekommen, von der ihr Quasi-Flug seinen Ursprung nahm. Es war ein Mädchen aus gutem Hause, aber sehr linkisch; auf die unschuldigste Weise im höchsten Grade — indezent.

Hierauf sah ich einen Mann, der aus zwei Abteilen zu bestehen schien. Er wagte nie das linke Bein und alles, was damit zusammenhängt, vorzusetzen, ehe er nicht das rechte, und dessen System, in Sicherheit gebracht hatte. Er gehörte zu der Klasse der Doppelsterne. Sein Körper war offenbar ursprünglich infolge irgendeiner Katastrophe in zwei Hälften gespalten worden, und beide Teile

hatten sich dann auf erstaunliche, aber unvollkommene Art wieder vereinigt. Der Mann hatte offenbar zwei Achsen, aber trotzdem nicht mehr als *ein* Gehirn.

Bald nachher erschien ein Diplomat. Eine skelettartige Persönlichkeit. Er ging ruckweise wie ein Hampelmann, an dessen Fäden der Puppenspieler gelegentlich zu ziehen vergisst; man hätte meinen können, er sei eingeschnürt wie eine Mumie in ihre Wickelbänder. Er steckte in seiner Krawatte, so ungefähr wie ein Apfel in einem zugefrorenen Bache. Wenn er sich umwendete, musste man glauben, dass er irgendwo festgehalten sei, und er konnte keinem Vorbeigehenden ausweichen.

Dieser Unbekannte bewies mir die Notwendigkeit, folgendes Axiom zu formulieren:

VIII

Die menschliche Bewegung besteht aus gegliederten „tempis"; halten Sie die *nicht* ein, dann stellt sich unfehlbar die Steifheit einer mechanischen Puppe ein.

Eine schöne Frau, die sich durch die Überfülle ihres Busens oder durch sonst etwas geniert fühlte, hatte sich in eine sonderliche Art Venus Kallipyge verwandelt und ging wie ein Perlhuhn mit vorge-

strecktem Halse, den Busen einziehend und den entgegengesetzten Teil ihres Körpers wölbend und streckend.

Aus den kaum wahrnehmbaren ineinandergreifenden Teilen unserer Bewegung muss die Intelligenz eben hervorleuchten, wie Farbe und Licht auf den Schuppen der schillernden Haut einer Schlange spielt. Das ganze Geheimnis des schönen Ganges liegt in der *Auflösung der Bewegung.*

Und es folgte eine Dame, die sich ebenso verbog wie die vorhergehende. Wahrlich, wenn noch eine dritte gekommen wäre, und Sie hätten sie beobachtet, Sie hätten schwer das Lachen verbeissen können beim Anblick der durch diese ungeheuerlichen Wölbungen gebildeten Halbmonde.

Das gewaltige Hervorschnellen dieser — Gegenstände, die ich nicht näher bezeichnen möchte — eine Frage, die besonders in Paris ein „Hauptpunkt" des weiblichen Ganges ist—, hat mich lange beschäftigt. Ich befragte darüber Frauen von Geist, Frauen von Geschmack und Frauen von frommer Sinnesart. Nach verschiedenen Konferenzen, in denen wir über die starken und schwachen Seiten debattierten und versuchten, die den Gesetzen der Schönheit schuldige Achtung mit dem Unglück gewisser teuflisch runder Formationen in Einklang zu bringen, gelangten wir zur Abfassung des folgenden wunderbaren Aphorismas:

IX.

Beim Gehen darf eine Frau alles zeigen, aber nichts sehen lassen.

„Selbstverständlich," rief da eine der interviewten Damen aus, „die Kleider sind doch nur dazu da!"

Diese Frau hat eine grosse Wahrheit ausgesprochen. Unsere ganze Gesellschaft steckt in einem Frauenrock. Nehmen Sie der Frau den Rock, dann adieu Koketterie, aus ist's mit allen Leidenschaften! Im Kleide liegt ihre ganze Macht. Wo die Hosen wohnen, gibt es keine Liebe. Eine ziemliche Anzahl von Kommentatoren, die Massorets vor allem, behaupteten denn auch, das Feigenblatt unserer Mutter Eva sei eigentlich eine Kaschmirrobe gewesen. Ich glaub's gern.

Bevor ich aber die Erörterung dieser Frage schliesse, muss ich zwei Worte über ein Problem sagen, das sich während unserer Konferenzen ergab:

Darf eine Frau beim Gehen ihr Kleid heben?

Es ist ein gewaltiges Problem, wenn Sie sich nur vergegenwärtigen, wie viele Frauen ohne jede Grazie rückwärts ein Bündel Stoff zusammenraffen, so dass beim Gehen von unten her ein klaffender Spalt in ihrem Kleide entsteht. Und wie viele arme Mädchen kommen unschuldig daher mit quer emporgehobe-



Monnier

nem Rocke, so dass er einen Winkel bildet, dessen Spitze beim rechten Bein ist und dessen Öffnung über der linken Wade erscheint, und die so ihre sehr weissen, sehr prall sitzenden Strümpfe, das ganze System ihres Kothurns und noch andere hübsche Sachen sehen lassen! In solcher Weise emporgeraffte Frauenröcke machen den Eindruck, als würde ein Theatervorhang an einem Zipfel in die Höhe gehoben, so dass man die Füsse der Balletteusen sieht.

Vor allem nun wurde als unerschütterlich feststehender Grundsatz angenommen, dass eine Frau von gutem Geschmack bei Regenwetter oder wenn die Strassen schmutzig sind, einfach nicht zu Fuss ausgehen darf. Dann wurde endgültig entschieden, dass eine Frau in der Öffentlichkeit nie ihren Rock in die Höhe nehmen, ihn niemals, unter keinen Umständen aufheben darf.

„Aber“, fragte ich, „wie, wenn sie einen Rinnstein zu überschreiten hätte?“

„Nun, Monsieur, eine Frau comme il faut fasst dann ihren Rock leicht auf der linken Seite an, nimmt ihn auf, hebt den ganzen Leib ein wenig und lässt sofort wieder ihr Kleid fallen. Ecco.“

Da erinnerte ich mich der Pracht im Faltenwurf gewisser Roben, ich gedachte der wunderbaren Wellenlinien mancher Frauen, der Grazie der Krümmungen, der beweglichen Biegsamkeit

ihrer Hüften, und ich konnte es mir nicht versagen, hier diesen Gedanken zu verzeichnen:

X

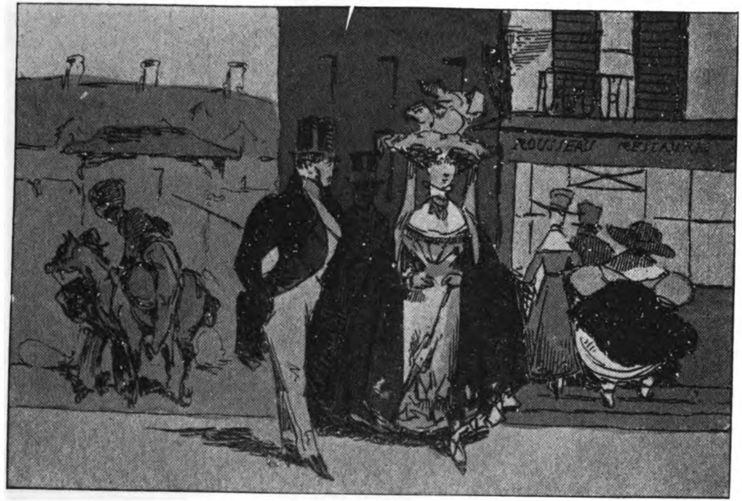
Es gibt Bewegungen der Röcke, die den Tugendpreis verdienen.

Es steht jedoch fest, dass Frauen ihre Röcke nur ganz im geheimen aufheben dürfen. Dieses Prinzip dürfte für Frankreich unanfechtbar bleiben.

Und um hier die Frage der Wichtigkeit des Ganges für die Diagnose des Charakters abschliessend zu beantworten, bitte ich um die Erlaubnis, eine diplomatische Anekdote zu zitieren.

Die Prinzessin von Hessen-Darmstadt brachte ihre drei Töchter an den kaiserlichen Hof, damit die Kaiserin unter ihnen eine Frau für den Grossherzog wähle; so erzählt ein Botschafter des vorigen Jahrhunderts, M. Mercy d'Argenteau. Ohne mit ihnen gesprochen zu haben, entschied sich die Kaiserin für die Zweitälteste. Erstaunt fragte die Prinzessin nach dem Grunde dieses raschen Urteils.

„Ich habe", erwiderte die Kaiserin, „alle drei von meinem Fenster aus beobachtet, als sie aus dem Wagen stiegen. Die älteste machte einen Fehltritt, die zweite verliess den Wagen gelassen und natürlich, die dritte sprang über das Trittbrett hin-



Monnier

weg. Die älteste muss ungeschickt sein, die jüngste frech."

Sie hatte recht.

Wenn die Bewegung den Charakter verrät, die Lebensgewohnheiten, die geheimsten Sitten, was halten Sie dann vom Gange gewisser üppiger Frauen, die ihre etwas starken Hüften abwechselnd in gleichmässigem Tempo auf- und niederschaukeln lassen wie die Hebel einer Dampfmaschine? Die eine Art von Demonstration mit dieser systematischen Bewegung treiben? Müssen die nicht auch die Liebe mit einer bewunderungswürdigen Präzision skandieren? . . .

Zu meinem Glück verfehlte auch ein Makler nicht, über den Boulevard zu gehen, wo die philosophische Spekulation eben ihren Thron aufgeschlagen hatte. Es war ein dicker, von sich entzückter Herr, bemüht, in seinen Bewegungen natürlich und anmutig zu erscheinen. Eine sonderbare rotierende Bewegung gab seinem Gang das Gepräge, seine Rockschösse verwickelten sich im gleichen Rhythmus von Zeit zu Zeit zwischen seinen Schenkeln; er sah dann aus, wie das verführerische Röckchen der Taglioni, wenn sie sich nach einer vollendeten Pirouette zum Publikum wendet, um den Applaus des Parterres in Empfang zu nehmen. Es war eine runde Bewegung, die im innigsten Zusammenhange mit seinen Gewohnheiten stand: Er rollte wie sein Geld.

Ihm folgte ein grosses Fräulein, das mit geschlossenen Füssen, eingekniffenem Munde eine leichte Kurve beschrieb und ruckweise ging in kurzen Stössen, als ob ihr Mechanismus nicht ganz intakt, die Federn darin eingerostet, die einzelnen Teile schon oft gelötet wären. Ihre Bewegungen waren steif. Sie sündigte gegen mein achtes Axiom.

Einige Männer kamen auch noch an mir vorbei, sonnige Freundlichkeit in den Mienen. In jedem friedlichen Bürger, der ihnen ahnungslos entgegenkam, schienen sie einen alten Schulkameraden wieder zu erkennen.

Ich will nichts von diesen unfreiwilligen Clowns sagen, die auf der Strasse ganze Dramen aufführen, doch möchte ich sie bitten, dieses denkwürdige Axiom zu beachten:

XI

Wenn der Körper in Bewegung ist, muss das Gesicht in Ruhe sein.

So könnte ich Ihnen auch kaum zur Genüge meine Verachtung für den geschäftigen Herrn beschreiben, der sich eilig wie ein Aal im Schlamme durch die dichten Reihen der Spaziergänger hindurchwindet. Er geht mit dem Eifer des Soldaten auf dem Marsche. Er gehört meist zu der gesprächigen Sorte, unterhält sich laut mit sich selbst, ver-


1080

tieft sich in seine Reden, entrüstet sich, fährt seinen abwesenden Gegner hart an und wirft ihm seine Argumente an den Kopf, er gestikuliert heftig, wird abwechselnd heiter und traurig. Köstlicher Mime, vortrefflicher Redner, lebe wohl!

Und was halten Sie von dem Passanten, der mit der Gleichmässigkeit von Ebbe und Flut die Bewegung seines rechten Beines quer über den Rücken hin seiner linken Schulter mitteilt, und vice versa die Bewegung des linken Beines der rechten Schulter, so dass er im Gehen zwei gekreuzten Stäben gleicht, auf die man etwa einen Anzug gehängt hat. Es war ersichtlich ein wohlhabend gewordener Handwerker.

In dem Gange aller Männer, die ihre Berufsarbeit dazu verurteilt, immer eine und dieselbe Bewegung zu wiederholen, erscheint ihre spezifische Art der Fortbewegung sehr deutlich ausgeprägt. Sie liegt entweder im Thorax, in den Hüften oder in den Schultern. Oft wird der Körper ausschliesslich von einer Seite getragen.

Stubengelehrte gehen gewohnheitsmässig mit vorgeneigtem Kopfe. Wer je die „Physiologie du goût" gelesen hat, wird sich des Ausdruckes erinnern: „Die Nase nach Osten gerichtet, wie M. Villemain." Tatsächlich trägt dieser berühmte Gelehrte seinen Kopf in einer sehr geistreich originellen Art von rechts nach links gerichtet.

Über die Kopfhaltung kann man überhaupt die

merkwürdigsten Beobachtungen machen. Das hochgetragene Kinn à la Mirabeau ist der Ausdruck herausfordernden Stolzes, der meinem Gefühl nach nur den wenigsten gut steht. Diese Pose können sich nur Männer gestatten, die ein Duell mit ihrem Jahrhundert auszufechten haben. Wenigen ist es bekannt, dass Mirabeau selbst diese etwas theatralisch kühne Haltung von seinem grossen unsterblichen Gegner Beaumarchais angenommen hat. Beide waren gleich heftigen Angriffen ausgesetzte Männer, und das wahre Genie wächst moralisch und physisch unter der Wirkung von Verfolgungen.

Erhoffen Sie auch nichts von dem Unseligen, der seinen Kopf hängen lässt und ebensowenig von dem Reichen, der ihn hoch trägt! Der Eine wird immer eine Sklave bleiben, der Andere ist einer gewesen. Dieser ist ein Lump, der Andere wird einer sein.

Es steht fest, dass die bedeutendsten und imposantesten Männer ihren Kopf leicht auf die linke Seite geneigt trugen. Alexander, Cäsar, Ludwig XIV., Newton, Karl XII., Voltaire, Friedrich II. und Byron bevorzugten diese Haltung. Napoleon trug seinen Kopf hochgerichtet und fasste alles kerzengrade ins Auge. Er hatte die Gewohnheit, den Menschen und den Schlachtfeldern und der moralischen Welt gerade ins Gesicht zu blicken. Robespierre, ein Mann, über den das Urteil noch nicht gesprochen ist, sah ebenfalls dem Konvent gerade in die Augen, Danton



Monnier

nahm die Haltung Mirabeaus an. M. de Chateaubriand neigt seinen Kopf nach links.

Nach reiflicher Prüfung erkläre auch ich mich zugunsten dieser Haltung. Ich habe sie normalerweise bei allen anmutigen Frauen gefunden. Die Grazie (und das Genie schliesst die Grazie ein) scheut die gerade Linie. Diese Beobachtung ergänzt unser sechstes Axiom.

Es gibt zwei Kategorien von Männern, deren Gangart unabänderlich verdorben ist: das sind die Seeleute und die Militärs. Die Seeleute gehen mit gespreizten Beinen, stets bereit, einzuknicken oder sich zusammenzufalten. Gezwungen, auf dem Verdeck zu wackeln, um der Bewegung des Meeres nachzugeben, können sie dann auf festem Boden nicht mehr gerade und ordentlich gehen. Sie wackeln dann eben immer hin und her, und in der Tat, man fängt schon an, sie ins diplomatische Korps aufzunehmen.

Auch die Soldaten haben eine ganz deutlich kenntliche Art zu gehen. Fast alle tragen sie den Rumpf vorgewölbt auf den Beinen, wie eine Büste auf einem Sockel steht. Ihre Beine zappeln unter dem Leib, als wären sie von einer subalternen Seele, die den Auftrag hat, die Dinge da unten zu überwachen, bewegt. Wenn man sie gehen sieht, glaubt man, den Herkulestorso auf Rädern rollen zu sehen, vielleicht auf dem Weg in ein Atelier. Der Grund: Der Soldat ist immer gezwungen, seine

ganze Kraft in seinem Brustkasten zu konzentrieren; er streckt ihn also nach vorne und hält sich kerzengerade. Oder — um von Amyot eines seiner hübschen Worte zu entlehnen — „Jeder Mann, der fest auf den Füssen steht“, lastet mit seinem Gewicht schwer auf dem Erdboden, um da einen Stützpunkt zu finden; notwendigerweise gibt es dann einen Gegenstoss auf seinen Oberkörper; die Kraft kommt von Mutter Erde, kehrt zu ihr zurück. Eine Trennung des ganzen Apparates seiner Bewegungsfunktionen kann nicht ausbleiben. In seiner Brust ist der Sitz des Mutes. Die Beine sind schliesslich nur Anhängsel seiner körperlichen Organisation.

Seeleute und Soldaten bringen also die Gesetze der Bewegung zu dem Zwecke in Anwendung, um immer ein und dasselbe Ergebnis zu erreichen, nämlich ein Ausströmen der Kraft durch den Plexus und die Hände. Das sind aber auch jene beiden Organe, die ich als die zweiten Gehirne der Menschen bezeichnen möchte, so stark ist ihre intellektuelle Sensibilität und die Wirksamkeit ihres Fluidums. Die beständige Leitung ihrer Willenskraft in diese beiden Organen bedingt vermutlich jene spezifische Atrophie der Bewegung, die ihren Körpern seine eigenartige Physiognomie verleiht.

Darum sind die Angehörigen des Landheeres und der Flotte lebende Beweise für die physiologischen Probleme, von denen meine Theorie erfüllt ist. Aus den letzten Beobachtungen ergibt sich:

die Analogie der körperlichen und der geistigen Substanz und ihre offenkundige Beziehung. Allein die sichtliche Flüchtigkeit unseres kleinen Werkes hier gestattet uns nicht, auf diese Erkenntnisse auch nur das legerste System zu bauen.

Unser Bestreben ist hier nur, die greifbaren physischen Kundgebungen des Gedankens in ihrem Verlaufe zu verfolgen und aufzuzeichnen, und zu beweisen, dass man einen Mann nach seinem an einem Kleiderstock aufgehängten Anzug ebensogut beurteilen kann, wie nach dem Aussehen seiner Möbel, seines Wagens, seiner Pferde, seiner Dienstleute. Und dann möchten wir, Menschen, die reich genug sind, sich selbst in den Äusserlichkeiten des Lebens ausgeben zu können, manch kluges Wort verschreiben. Die Liebe, der Plausch, ein Diner im Restaurant, ein Ball, die Eleganz des Anzuges, die Frivolität, in alle dem steckt mehr wirkliche Grösse als die Menschen ahnen. Daher dieses Axiom:

XII

Jede übermässige Bewegung ist eine erhabene Verschwendung.

Fontenelles Leben umfasste nahezu ein Jahrhundert. Und er erreichte dieses hohe Alter nur durch die äusserste Sparsamkeit in Verwendung seiner Lebenskräfte. Er hörte lieber zu, als dass er

selber sprach, darum galt er auch für unendlich liebenswürdig. Jeder glaubte, den Geist dieses Akademikers zu geniessen. Er sagte ein paar Worte, in denen er den Inhalt einer Konversation zusammenfasste, er selbst aber konversierte nie. Er wusste den enormen Aufwand an Lebensfluidum, den die vokale Bewegung — das Sprechen — erfordert, richtig einzuschätzen. Er hat sich in keiner Lebenslage verleiten lassen, laut zu reden. Er sprach nie im Wagen, um nicht laut sprechen zu müssen. Er regte sich niemals auf. Er liebte niemanden; man „gefiel ihm". Als Voltaire sich bei ihm über seine Kritiker beklagte, öffnete Fontenelle eine grosse Truhe voll unaufgeschnittener Pamphlete:

„Hier", sagte er zu ihm, „ist alles, was gegen mich geschrieben worden ist. Das erste Epigramm ist von M. Racine dem Älteren."

Und er schloss die Kiste wieder.

Fontenelle ging selten; er hat sich sein Leben lang tragen lassen. Der Präsident Rose las für ihn die üblichen Lobreden in der Akademie. Es ist ihm also gelungen, selbst von diesem berühmten Geizhals etwas herauszukriegen. Wenn sein Neffe, M. d'Aube, dessen jähzorniges Temperament und Streitsucht Rulhière geschildert hat, zu sprechen begann, schloss Fontenelle die Augen, versank in seinem Fauteuil und blieb ganz still. Vor jedem Hindernis machte er halt. Als er die Gicht bekam, legte er sein Bein gelassen auf ein Polster und blieb still



Monnier

in seinem Winkel. Er hatte weder Tugenden noch Laster; er hatte Geist. Nie hat er geweint, nie gelacht, ist nie rasch gelaufen. Mme. du Deffand fragte ihn eines Tages:

„Warum habe ich Sie niemals lachen gesehen?“

„Ich mache nicht ha, ha, ha! wie Ihr anderen,“ antwortete er, „aber ich lache auch; ganz leise, *innerlich*.“

Diese kleine, gebrechliche Maschine, die ursprünglich zu frühem Tode verurteilt erschien, erhielt sich so mehr als hundert Jahre lebendig.

Voltaire verdankte sein langes Leben den Ratschlägen Fontenelles.

„Monsieur,“ sagte ihm dieser, „machen Sie wenig ‚Kindereien,‘ das alles sind ja nur Dummheiten.“

Voltaire vergass weder den Ausspruch noch den Mann, noch den Grundsatz, noch das Resultat. Mit achtzig Jahren behauptete er, nicht mehr als achtzig Dummheiten begangen zu haben.

Dies ist ein Wink für die Männer, die herumzappeln, die schwätzen, rennen und in der Liebe schwülstig werden; sie wissen nicht, was dabei an Kraft aufgeht.

Was uns am meisten abnützt, sind die *Überzeugungen*. Haben Sie Meinungen, verteidigen Sie sie nicht, behalten Sie sie für sich. Aber Überzeugungen, grosser Gott! Welche fürchterliche Ausschweifung! Eine politische oder literarische Überzeugung ist eine Geliebte, die Sie schliesslich mit dem Degen

oder der Zunge tötet. Betrachten Sie das Antlitz eines Mannes, der von einer starken Überzeugung inspiriert ist: es muss strahlen. Wenn auch die Ausstrahlungen eines entflammten Geistes bis heute dem freien Auge nicht sichtbar geworden ist, so lebt diese Erscheinung doch in der Poesie und Malerei. Und wenn sie noch nicht physiologisch erwiesen ist, ist ihr Vorhandensein doch höchst wahrscheinlich. Ich gehe noch weiter und glaube, dass die Bewegungen des Menschen ein seelisches Fluidum auslösen. Seine Transpiration ist der Rauch einer unbekannten Flamme. Daher rührt die wunderbare Beredsamkeit des Ganges, angesehen als die Gesamtheit der menschlichen Bewegungen. Hören Sie.

Es gibt Männer, die mit gesenktem Haupte gehen wie Fiakerpferde. Nie geht ein Reicher so, es sei denn, dass er elend ist. Dann hat er zwar Gold genug, aber er hat die Schätze seines Herzens verloren.

Manche Männer bemühen sich, im Gehen ihren Köpfen eine Art von akademischer Pose zu geben. Sie zeigen sich immer im Dreiviertelprofil, wie Graf Molé, der ehemalige Minister des Auswärtigen. Ihre Brust halten sie unbeweglich, den Hals gestreckt. Man könnte sie für Gipsbüsten Ciceros, Demosthenes oder Cujas auf dem Wege über unsere Strassen halten. Und wenn der berühmte Marcel mit seiner Behauptung recht hat, dass üble Ma-



Monnier

nieren, Mangel an Anmut darin besteht, Anstrengung für eine Bewegung aufzuwenden, was muss man dann von jenen denken, die als typische Haltung die Anstrengung wählen?

Andere scheinen nur mit Hilfe ihrer Arme vorwärtszukommen, ihre Hände sind die Ruder, mit denen sie steuern; sie sind die Galeerensträflinge des Ganges.

Es gibt Dummköpfe, die ihre Beine zu sehr spreizen und ganz erstaunt sind, Hunde zwischen ihren Beinen durch ihren Herren nachlaufen zu sehen. Nach Pluvinel geben so veranlagte Leute ausgezeichnete Reiter ab.

Manche Leute lassen beim Gehen ihren Kopf herumrollen, als ob er, wie der eines Harlekins, nicht festsässe. Dann gibt es andere, die wie ein Wirbelsturm dahersausen; sie erzeugen einen mächtigen Wind. Sie glauben, der Geist des Herrn habe Ihr Antlitz gestreift, wenn diese Sorte Leute Ihnen über den Weg läuft. Sie gehen, wie das Beil des Henkers fällt. Manche heben beim Gehen das eine Bein jäh, das andere ganz ruhig auf, nichts ist origineller! Elegante Spaziergänger machen eine Pause, indem sie mit der Faust sich auf die Hüfte stützen und alle mit ihren Ellenbogen anrempeln. Endlich gehen die einen gebückt, die anderen mit zurückgeworfenem Leibe. Manche wenden ihren Kopf von einer Seite zur andern wie unschlüssige Papierdrachen. Fast alle wenden sich ungeschickt um.

Machen wir halt!

Soviel Menschen, soviel Gangarten! Der Versuch, sie vollkommen zu beschreiben, hiesse das Laster in allen Variationen, die Gesellschaft in allen ihren Lächerlichkeiten erforschen wollen, die Welt in allen ihren Sphären, den höchsten, niedrigsten und den mittleren durchlaufen. Ich verzichte.

Unter zweihundertvierundfünfzigeinhalb Personen (ich rechne nämlich einen Herren ohne Beine nur als einen Bruchteil), deren Gang ich analysiert habe, fand ich auch nicht eine einzige, die anmutige und natürliche Bewegungen gehabt hätte.

Ich ging in hellster Verzweiflung nach Hause.

„Die Zivilisation verdirbt alles! Sie verfälscht alles, selbst die Bewegung! Sollte ich nicht eine Reise um die Welt unternehmen, um den Gang der Wilden zu studieren?"

In dem Augenblick, wo ich diese traurigen und bitteren Worte zu mir selber sprach, stand ich an meinem Fenster und betrachtete den Triumphbogen der Étoile, für den keiner der grossen Minister mit kleinen Ideen, die von M. Montalivet dem Älteren bis zu M. Montalivet dem Jüngeren einander gefolgt sind, noch eine würdige Krönung gefunden hat. Und doch wäre es so einfach, den Adler Napoleons dorthin zu setzen, dieses herrliche Symbol des Empire, einen mächtigen Adler mit weit ausgebreiteten Flügeln, den Schnabel zu sei-

nem Herrn gerichtet. In der Gewissheit, diesen Gedanken von erhabener Einfachheit nie ausgeführt zu sehen, senkte ich traurig meinen Blick auf meinen bescheidenen Garten, wie ein Mann, der eine schöne Hoffnung begräbt. Sterne hat übrigens als erster diese gramvolle Bewegung an Männern, die ihre Illusionen sterben sehen, beobachtet. Ich gedachte der Pracht, mit welcher der Adler seine Flügel entfaltet, dieser Bewegung voll Kühnheit und Grösse, als ich auf dem Rasen unter mir eine Ziege im Spiel mit einer jungen Katze erblickte. Jenseits des Zaunes lief ein Hund hin und her, sprang herum und kläffte in Verzweiflung darüber, nicht mit beim Spiel sein zu dürfen. Von Zeit zu Zeit hielten die Ziege und die Katze in ihrem Spiel inne, um dem Hunde einen mitleidigen Blick zuzuwerfen. Ich glaube wirklich, dass manche blöden Tiere Christen sind zum Ersatz für jene Christen, die blöde Tiere sind.

Sie glauben, dass ich von meiner Theorie des Ganges abgekommen bin? Bitte, lassen Sie mich gewähren!

Diese drei Tiere waren so voll entzückender Anmut, dass man, um sie zu schildern, das Talent besitzen müsste, von dem Charles Nodiers Eidechsenbilder zeugen oder die Bilder von seinem schönen Kardououn, der in der Sonne hin und her läuft und Goldstücke zu seinem Loch schleppt, die er für Scheiben gelber Rüben hält. Ich verzichte auch

darauf. Allein, ich war verblüfft von dem Feuer in den Bewegungen dieser Ziege, von der behenden Grazie der Katze und von der Feinheit der Umrisse an Kopf und Körper des Hundes. Es gibt kein Tier, das nicht interessanter wäre als ein Mensch, wenn man es ein wenig nachdenklich betrachtet. Am Tiere ist ja nichts *falsch*! Und nun kehrte ich zu meinen eigenen Sorgen zurück, und die Beobachtungen über die Bewegung, welche ich seit einigen Tagen gehäuft hatte, erschienen in einem gar trübseligen Lichte. Ein höhnischer Dämon flüsterte mir in diesem Augenblick Rousseaus furchtbares Wort ins Ohr: *Der denkende Mensch ist ein verkommenes Tier*.

Als ich dann von neuem über die ewig kühne Haltung des Adlers, über den eigenartigen Ausdruck in der Bewegung jedes Tieres nachsann, beschloss ich, die richtigen Vorschriften zu meiner Theorie durch eine vertiefte Erforschung de actu animalium zu finden. Ich war bis zur Grimasse des Menschen hinabgestiegen, ich kehrte zur Aufrichtigkeit der Natur zurück.

Und hier folgen die Ergebnisse meiner anatomischen Untersuchungen der Bewegung:

Jede Bewegung hat einen ihr eigenen Ausdruck, der aus der Seele kommt. Die falschen entstammen vorzüglich der besonderen Art des *Charakters*; linkische Bewegungen aber sind meist angenommene Gewohnheiten. Was Anmut ist, hat Montesquieu


Chez Martinet.
Lithog. de C. de Lasteyrie.

ausgesprochen, als er nur von der Geschicklichkeit zu sprechen glaubte und lächelnd sagte: „Es ist eben die richtige Verteilung der Kräfte, die man besitzt.“

Die Tiere sind in ihren Bewegungen anmutig, weil sie nie mehr Kraft aufwenden, als zur Erreichung ihrer Ziele notwendig ist. Ihre Bewegungen sind niemals falsch noch linkisch, weil sie naiv ihren Gedanken Ausdruck geben. Sie werden sich niemals in der Deutung der Geste einer Katze täuschen: Sie erkennen deutlich, ob sie spielen, fliehen oder auf Sie losspringen will.

Nun denn, um *gut* zu gehen, muss der Mensch sich gerade halten, ohne steif zu erscheinen. Er muss sich gewöhnen, seine beiden Beine in einer und derselben Linie zu lenken, er darf weder merklich nach rechts, noch nach links von seiner Achse abbiegen. Er muss seinen ganzen Körper unmerklich an der allgemeinen Bewegung teilnehmen lassen. Er muss durch ein leises Wiegen seines Ganges die verborgenen Gedanken des Lebens verwischen, den Kopf leicht neigen und niemals, wenn er stehen bleibt, seinen Armen die gleiche Haltung geben. So ging Ludwig XIV. Diese Grundsätze entnehme ich den Bemerkungen einiger Schriftsteller über die grosse Inkarnation des Königtums; diese Männer haben zu meinem Glück am König nur das Äusserliche gesehen.

In der Jugend erscheint es überflüssig, der Geste

Ausdruck, der Stimme einen besonderen Akzent, den Zügen Bedeutung geben zu wollen. In dieser Zeit ist man niemals sozusagen inkognito liebenswürdig, geistreich, amüsant. Aber im reifen Alter muss man alle Hilfsmittel der Bewegung mit Sorgfalt heranziehen. Sie gehören zur Welt nur, soweit Sie ihr nützen. Die Jungen sieht man; alt geworden, müssen Sie sich bemerkbar machen! Das ist hart, aber es ist wahr.

Die sanfte Bewegung bedeutet für den Gang, was die Einfachheit für die Kleidung.

In normalem Zustand bewegt ein Tier sich immer leise und sanft. Auch gibt es nichts Lächerlicheres, als die grossen Gesten, die Erschütterungen, die lauten und die Flötenstimmen, die übereifrigen Verbeugungen. Sie betrachten einen Wasserfall ein paar Augenblicke, aber Sie verharren stundenlang am Rande eines tiefen Flusses, am Ufer eines Sees. Ein Mann, der sich zuviel bewegt, wirkt wie ein Schwätzer: man flieht ihn. Die allzu grosse Beweglichkeit steht niemandem gut. Nur die Mütter sind imstande, die beständige Unruhe ihrer Kinder zu ertragen.

Die menschliche Bewegung ist gleichsam der *Stil* des Körpers. Man muss viel an ihr arbeiten, um sie zur Einfachheit zu führen. In seinen Handlungen wie in seinen Gedanken macht der Mensch den Weg vom Komplizierten zum Einfachen. Die gute Erziehung besteht darin, den Kindern ihre

Natürlichkeit zu lassen und sie zu verhindern, die Übertreibungen der Erwachsenen nachzuahmen.

In allen Bewegungen liegt eine Harmonie, deren Gesetze klar und unabänderlich sind. Wenn Sie beim Erzählen einer Geschichte unversehens Ihre Stimme erheben, wirkt das nicht wie ein schriller Bogenstrich, der die Zuhörer unangenehm berührt? Eine plötzliche abrupte Geste beunruhigt sie. Im Benehmen liegt, wie in der Literatur, das Geheimnis des Schönen in der Kunst der *Übergänge*.

Überlegen Sie diese Grundsätze, wenden Sie sie an und Sie werden gefallen. Warum? Niemand weiss es. In allen Dingen kann man das Schöne nur fühlen, nicht definieren.

Ein schöner Gang, gefällige Manieren, eine anmutige Sprache verführen immer und geben dem mittelmässigen Menschen unermessliche Vorteile vor dem weitaus bedeutenderen. Das Glück ist ein Tor, vielleicht . . .!

Das Talent bringt in allen Dingen exzessive Bewegungen mit sich, die Missfallen erregen, und eine erstaunliche Verschwendung von Intelligenz, die eine Ausnahmeexistenz bedingen. Der Missbrauch des Körpers oder des Geistes, diese unheilbaren Wunden unserer Gesellschaft, bringt jene sonderbaren Originale, jene Abweichungen von den Regeln des guten Geschmacks hervor, die immer wieder unseren Spott herausfordern. Die Trägkeit des Türken, der, seine Pfeife rauchend, am

Bosporus sitzt, ist im Grunde tiefe Weisheit. Fontenelle, dieses Genie der Vitalität, der die kleinen Dosen der Bewegung entdeckte, die Homöopathie des Ganges, war in seinem Kern ein Asiate.

„Um glücklich zu sein,“ sagte er, „muss man wenig Raum brauchen und seinen Platz nicht oft verändern.“

Das Denken ist also die Macht, die unsere Bewegung verdirbt, die unseren Körper verkrümmt und ihn mit ihrer despotischen Kraft zerbricht. Das Denken ist die Macht, welche die Menschheit zerstört.

Rosseau hat es gesagt, Goethe hat es in seinem Faust dramatisch, Byron im Manfred lyrisch dargestellt. Vor ihnen hat die Heilige Schrift von denen, die immer in Bewegung sind, prophetisch verkündet: „Sie sollen sein wie die Räder.“

. . Ich habe Ihnen als letzten Grund dieser Theorie einen richtigen Unsinn in Aussicht gestellt. Ich bin jetzt so weit, mein Versprechen einzulösen.

Seit undenklichen Zeiten sind drei Tatsachen unanfechtbar festgestellt worden; die aus ihrer Nebeneinanderstellung sich ergebenden Resultate sind hauptsächlich vornehmlich von van Helmont und noch vor ihm von Paracelsus vorausgeahnt worden. (Von eben jenem Paracelsus, den man als einen Scharlatan behandelt und der vielleicht in weiteren hundert Jahren als ein grosser Mann erkannt sein wird!)

Die Grösse, die Beweglichkeit, die Konzentrationskraft, die Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes, das *Genie* mit einem Wort ist unvereinbar:

Mit der Bewegung der Verdauungsorgane.

Mit der Bewegung des Körpers.

Mit der Bewegung der Stimme.

Dies beweisen mit ihren Resultaten die grossen Esser, die Tänzer, die Schwätzer. Und dies beweist im Prinzip auch das von Pythagoras seinen Schülern anbefohlene Stillschweigen, die fast nie unterbrochene Unbeweglichkeit der grössten Geometer, der ekstatischen Mönche, der Denker, und die für Männer

von intellektueller Energie unerlässliche Enthaltsamkeit.

Das Genie Alexanders ist notorisch an Ausschweifung zugrunde gegangen. Jener Bürger, der den Sieg von Marathon verkündete, hat auf dem Platze sein Leben lassen müssen. Die stete Schweigsamkeit aller denkenden Menschen kann nicht bestritten werden.

Gut, nun höre man die andere Lehre!

Ich öffne die Bücher, in denen die grossen anatomischen Arbeiten aufgezeichnet sind, die Zeugnisse medizinischen Fleisses, die Ruhmestitel der Schule von Paris. Ich beginne bei den Königen.

Es ist durch die verschiedenen Autopsien an Mitgliedern des Königshauses erwiesen, dass die Gewohnheiten des auf Repräsentationspflichten eingestellten Lebens die Körper der Prinzen verdorben, ihre Becken verweiblicht hat. Daher der bekannte wiegende Gang der Bourbonen, daher, so behaupten scharfe Beobachter, die Entartung dieser Rasse. Der Mangel an Bewegung oder entartete Bewegung führt zu Verletzungen, die sich strahlenförmig über den Organismus ausbreiten. Sowie die Paralyse vom Gehirn *aus*geht, führt jede Verkümmerung der Bewegung vielleicht *dahin zurück*. Die *grossen* Könige waren vor allem Männer der Bewegung: Julius Cäsar, Karl der Grosse, Ludwig der Heilige, Heinrich IV., Napoleon sind schlagende Beweise dafür.

Beamte, die gezwungen sind, ihr ganzes Leben



lang sitzend zu verbringen, haben etwas undefinierbar Geniertes in ihrem Gang, an dem man sie erkennen kann, sowie an einer Bewegung der Schultern, an einzelnen Zügen, deren Schilderungen ich Ihnen erlasse, denn sie haben nichts Pittoreskes und wären also langweilig. Wenn Sie erfahren wollen, warum, beobachten Sie sie selbst. Die Zunft der Beamten ist jene, bei der merkwürdigerweise der Geist sich am raschesten abstumpft. Und wäre nicht gerade dies die menschliche Zone, wo die Bildung ihre besten Früchte tragen müsste? Dennoch hat sie uns in fünfhundert Jahren nicht zwei grosse Männer geschenkt. Montesquieu und der Präsident de Brosses gehörten dem Richterstande nur nominell an. Der eine übte sein Amt selten aus, der andere ist ein rein geistiges Wesen. L'Hôpital und d'Aguesseau waren hervorragende Männer, aber keine Genies. Die Intelligenz des Beamten und des Bureaukraten, zweier Kategorien von Männern, die der Bewegungsmöglichkeit fast völlig beraubt sind, verwandelt sich schneller als alle anderen in eine reine Maschine. Steigen wir auf der sozialen Stufenleiter etwas tiefer, dann stossen wir auf die Portiers, die Kirchendiener und jene Arbeiter, welche sitzend arbeiten, wie die Schneider, und sehen, dass sie aus Mangel an Bewegung in einen an Verblödung streifenden Zustand versinken. Die Art von Existenz, welche die Beamten führen, und die Richtung, welche ihre Gedanken gewohnheitsmässig

annehmen, beweisen die Vortrefflichkeit unserer Prinzipien.

Durch medizinische Forschungen auf dem Gebiete psychischer Störungen und der Idiotie ist nachgewiesen worden, dass der Missbrauch des Schlafes, der normalerweise ein Ausruhen bedeutet, zur völligen Ausschaltung des menschlichen Denkens, dem Ausdruck der höchsten Kraft des Menschen, führt.

Scharfsinnige Beobachtungen stellen ebenfalls fest, dass Untätigkeit gefährliche Schädigung des geistigen Organismus zur Folge hat. Psychische Trägheit führt in bezug auf das Gehirn zu der gleichen Folge wie zu lange andauernder Schlaf. Sie werden mir bereits vorwerfen, dass ich Gemeinplätze vortrage.

Jedes Organ verkümmert ebenso sicher durch Überanstrengung wie durch mangelnden Gebrauch.

Wenn die Intelligenz, dieser lebendige Ausdruck der Seele, den die Menschen oft mit der Seele selbst verwechseln, wenn die vis humana nicht gleichzeitig im Kopfe, in den Lungen, im Herzen, im Bauch und in den Beinen tätig sein kann;

wenn die Vorherrschaft der Bewegung in einem Teil unserer Maschine die Bewegung in den anderen Teilen ausschliesst;

wenn der Gedanke, dieses unfassbare, der Ausdehnung wie der Zusammenziehung fähige menschliche Fluidum, dessen Reservoire Gall einzeln auf-

gezählt und dessen Zuflüsse Lavater festgestellt hat, — so das Werk van Helmont's, Boeurhaave, Bordeu und Paracelsus fortsetzend, die vor ihm gesagt haben: „Es gibt drei Zirkulationssysteme im Menschen: die Stimmungen, das Blut und jene nervösen Substanzen," die Cardan „unsern Saft" nennt; — wenn nun also der Gedanke ein Organ unserer Maschine zum Nachteil aller anderen bevorzugt und sich dann in dieses sichtbar ergiesst, so dass wir ihn im gewöhnlichen Verlauf des Lebens beim Kinde in den Beinen finden und sehen, wie er während der Jugendzeit langsam höher steigt, bis er das Herz erreicht, dann zwischen fünfundzwanzig und vierzig Jahren im Kopfe des Menschen wohnt, um später wieder bis in den Bauch zu fallen;

nun weiter: wenn der Mangel an Bewegung die intellektuelle Kraft herabsetzt, wenn gänzliche Ruhe sie tötet, warum sucht der Mann dann wieder Energie in der Ruhe, im Schweigen, in der Einsamkeit? Wenn Jesus selbst, der Gott-Mensch, sich vierzig Tage lang in die Wüste zurückgezogen hat, um in der Einsamkeit den Mut zu schöpfen, seinen Passionsweg gehen zu können, warum verdummen dann die königlichen Geschlechter, die Richter, die Bureauchefs, die Portiers? Wieso kann die Dummheit des Tänzers, des Schlemmers und des Schwätzers auf dieselbe Bewegung zurückzuführen sein, die dem Schneider Geist verleihen würde und die

vielleicht das Geschlecht der Karolinger vor seiner Entartung bewahrt hätte?

Wie kann man zwei so unvereinbare Thesen zur Übereinstimmung bringen?

Wäre das nicht ein Anlass, über die noch unbekannten Bedingungen unserer inneren Natur nachzudenken? Sollte man nicht mit Eifer nach den genauen Gesetzen forschen, die unseren intellektuellen und unseren Bewegungsapparat beherrschen, um unwiderlegbar festzustellen, bis zu welchem Punkte die Bewegung wohltuend wirkt und wann sie anfängt, gefährlich zu werden?

Philistergeschwätz, Weisheit von Tröpfen ist es, wenn man glaubt, mit dem Zitat „Est modus in rebus" alles gesagt zu haben. Können Sie mir einen einzigen grossen menschlichen Erfolg nennen, der ohne exzessive physische oder geistige Bewegung erreicht worden wäre? Karl der Grosse und Voltaire sind unter den grossen Männern zwei ungeheure Ausnahmen. Sie allein haben als Führer ihres Jahrhunderts doch lange gelebt.

Durchforscht man alle menschlichen Dinge, dann stösst man immer wieder auf den schrecklichen Antagonismus zweier Kräfte, die das Leben hervorbringen, der Wissenschaft aber als einzige Formel eine *Negation* übrig lassen. *Nichts*, das wird das ewige Motto unserer wissenschaftlichen Versuche bleiben.

Wir haben einen weiten Weg zurückgelegt, und sind doch noch nicht weitergekommen als der

Narr, der in seiner Zelle über das Öffnen und Schliessen der Türe nachsinnt: über Leben oder Tod. So fühl' ich's wenigstens. Salomon und Rabelais waren zwei bewunderungswürdige Genies. Der Eine hat gesagt: Omnia vanitas. Er nahm dreihundert Frauen und hat nicht ein Kind gezeugt. Der Andere hat eine Forschungsreise durch alle sozialen Einrichtungen unternommen, und an deren Ende setzt er uns vor eine Flasche Wein und sagt: „Trink und lache!" Er hat nicht gesagt: „*Gehe*!"

Der Mann, der sagte: „Der erste Schritt des Menschen ins Leben ist auch der erste Schritt zum Grabe", hat meine allerhöchste Bewunderung sich erworben, wie ich sie in gleichem Masse nur dem köstlichen Dummkopf zolle, den Henry Monnier gemalt hat, und der die grosse Wahrheit ausspricht: „Nehmen Sie dem Mann die Gesellschaft, und Sie setzen ihn in die Einsamkeit."

Oktober 1833.

Dieses Werk wurde im Auftrage von Georg Müller Verlag in München in der Buchdruckerei von Mänicke und Jahn in Rudolstadt hergestellt. Hundert Exemplare wurden auf holländisch Bütten abgezogen, in der Presse numeriert und bei Hübel und Denck in Leipzig in Ganzleder gebunden.

Printed in Germany